Die Gesellschafterin.

Vom

Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder.

Leipzig,
Hermann Schultze.
1858.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

1.

Das gnädige Fräulein.

Es war an einem schönen Nachmittage im Frühling. Die Hecken hatten schon Laub und einzelne Blüthen; der Weißdorn war es, der am ersten von allen Heckenblumen neugierig in die neue Frühlingswelt hineinblickte. Die Obstbäume, die Aprikosen, Pfirsiche, Kirschen und Pflaumen strotzten schon von rothen und weißen Blüthen, und sie waren so eifersüchtig darauf, den Reichthum und die Pracht ihrer Blüthen zu zeigen, daß davor der allerdings noch spärliche, aber nicht minder schöne Schmuck der zarten grünen Blätter gar nicht zum Vorschein kommen konnte. So war es in den Gärten. In den Wäldern streckten die hohen, alten Eichen, Buchen, Rüstern und Ulmen noch verdrießlich und manchmal wie klagend, ihre kahlen, starren Aeste empor, und nur einige vorwitzige

Birken hatten die weißen Zweige schon mit dem frischen Laube bekränzt. Aber überall blüheten an der Erde die Blumen des Frühlings; im Garten in bunter Pracht der Beete zwischen den grünen Hecken und unter den weißen Obstbäumen; im Walde auf dem weichen Moosteppich unter den kahlen, grauen Eichen und Buchen; am buntesten, am schönsten, am anmuthigsten in der offnen, freien Wiese, wo weder die Hecke, noch der Obstbaum, noch der Baum des Waldes ihr freies, frisches, fröhliches Leben einengte, verdunkelte, beherrschte. Und überall, wo die Blumen des Frühlings ihre Blüthen wieder gewonnen hatten, waren auch mit ihrem Gesange die Vögel des Frühlings zurückgekehrt. Und wie jenen die warme Sonne schon ihr Nest in dem Schooße der Erde zurechtgemacht und gewärmt und die Blüthen als frische, helle, liebliche Junge ausgebrütet hatte, so bauten die Vögel jetzt selber sich ihre Nester, um auch ihre Jungen bald frisch und fröhlich in die weite Welt hinausflattern zu sehen. Sie bauten sie in die grüne Hecke, in den weißen Kirschbaum, zwischen die bunten Blumen der Wiese, in die starren, nackten Aeste der Buchen und Eichen.

Wie ist es so schön im Frühling! Und wie erfüllt diese Schönheit des Menschen Herz mit Lust und

mit Sehnsucht! Wie die Blumen und die Vögel in das neue sonnenwarme und sonnenheitere Leben einziehen, so möchte auch er mit einziehen in ein neues, frisches, warmes, helles Leben. Das Herz sucht es überall, in den Blumen, im frischduftenden Laube, im starren, kahlen Walde, im Gesange der Vögel. Ueberall möchte es mit hineinziehen in das neue Leben, das sich entfalten wird, das sich schon entfaltet hat.

Und wie manches sehnende Herz muß gerade im Frühlinge hinausziehen aus dem schönen Leben in das tiefe, dunkle Grab. Der eisige Athem des Winters hatte es angefressen; es welkt dahin und welkt immer mehr, durch den harten Februar, den rauhen März, den tückischen April; es sehnt sich dem milden Mai, dem schönen, belebenden Frühling entgegen; aber es kann auch ihm nur entgegen welken. Ihm kann die belebende Sonne des Mai kein Leben mehr geben; es kann in ihren Strahlen nur rascher verwelken, zusammenbrechen, sterben.

Ja, sterben! Es mag gewiß schön sein in der andern Welt. Aber für diese Welt stirbt das Herz; von dieser Welt muß es Abschied nehmen; aus ihr muß es hinausziehen für immer. Die Mutter von dem Kinde, das Kind von der Mutter, die Schwester von dem Bruder, die Braut von dem Bräutigam, der

Gatte von der Gattin. Und sie hatten sich Alle so lieb! Sie wären so gern bei einander geblieben und in diesem schönen, lieben Frühlingsleben! Alle! —

In dem Schlosse Barsfeld saß in einem entlegenen Zimmer eines Seitenflügels einsam eine junge Dame.

Das Schloß Barsfeld war ein altes, adliches Schloß, ein langes Gebäude, mit zwei Flügeln, ehemals unzweifelhaft eine Zierde der Gegend gewesen; jetzt vernachlässigt, verfallen, und trotz seiner Größe ärmlich, traurig. Mit seiner Front lag es an einem großen, jetzt wüsten Hofe, der mit gleichfalls verfallenen Wirthschaftsgebäuden und einer alten defecten Mauer eingefaßt war. An seiner Rückseite befand sich ein großer, verwüsteter Garten; dahinter ein Wald. Zu beiden Seiten war die Aussicht vom Schlosse eine unendliche. Man sah zuerst ein paar Wiesen, dann einige Ackerfelder, dann unübersehbare Haiden.

Das Schloß war verfallen, der Hof war wüst, der Garten war verwüstet, der Wald war noch kahl, die Haiden waren unübersehbar grau. Das Alles war wohl nicht schön. Und doch konnte ein Herz daran hängen; und es hing ein Herz daran.

Blüheten doch auch in dem Garten die Aprikosen und Pfirsiche, wenn gleich an zerrissenen und zerbrochenen

alten Latten, die einst Geländer vorgestellt hatten. War doch in den wild und buschig aufgeschossenen Hecken die Blüthe des Weißdorns neugieriger, als vielleicht irgend anderswo in der Welt. Waren, wenn auch nicht Blumenbeete, doch die verwilderten Gänge des Gartens mit bunten Blumen aller Art bedeckt, die Wiesen üppig in der schönsten Pracht ihres Frühlingsschmucks. Und überall zogen und flogen die Vögel umher, im Garten, im Walde, auf den Wiesen und Feldern, flatternd und zwitschernd, singend und jubelnd, sich wiederfindend, sich begrüßend, alte Nester aufzusuchen, neue Nester zu bauen.

Und dann noch Eins. Mitten in jenem alten Verfall und diesem neuen emporblühenden Leben lebte auch noch kräftig ein Stück aus der alten Zeit. An dem Eingang des Schloßhofs war ein hohes steinernes Thor. Oben an demselben war in den Stein das adliche Wappen des Schloßherrn eingehauen, und zwar zu beiden Seiten, so daß man es innerhalb und außerhalb des Schloßhofs sehen konnte, sehen mußte; denn es ragte mit unabweisbarer Prätension, stark und kräftig und groß gehauen, in die freie Luft hinein.

Die schönste Blüthe, das frischeste Leben unter allen den schönen Blüthen und in all dem alten verwelkten und verwitterten Leben war die einsame

junge Dame in dem abgelegenen Zimmer des Schlosses. Es war eine hohe, aber feine Gestalt, mit einem aristokratisch und fein geschnittenen Gesichte. Vornehm und fein waren auch der Ausdruck ihres Gesichts und ihr ganzes Wesen. Beide hatten aber auch noch etwas Anderes. Das Gesicht verrieth Geist und einen kleinen, unbewußten, also nicht durchaus vornehmen Trotz, der also auch wieder von weiblichem Gefühl zeugte. Ueber ihrem Wesen war eine große Einfachheit gelagert, ebenfalls unbewußt, die daher und zugleich in Verbindung mit dem klaren Verstande, der aus Stirn und Auge hervorleuchtete, über Alles, was in ihre Nähe kam, eine fast unabweisliche Herrschaft ausüben mußte.

Auf die Umgebung, in der sie in jenem abgelegenen Zimmer sich befand, schien diese Herrschaft in der That in vollem Maße ausgeübt zu sein. Noch etwas Anderes mußte freilich darauf eingewirkt haben, auf diese Umgebung, denn sie war nicht blos einfach, sie war auch ärmlich. Ein alter Tisch, ein altes halbzerbrochenes Clavier, drei alte Rohrstühle, ein alter Schrank, ein kleiner Spiegel, ein sehr rein, fast glänzend rein gehaltenes Bett und ein mit Büchern besetztes Bücherbrett, das war der gesammte Hausrath der Stube.

Einfach und gleichfalls beinahe ärmlich, aber glänzend rein wie das Bett, war der Anzug der jungen Dame; ein Kleid von grauem Kattun, ein Busentuch von schwarzer Seide. Die Dame schien in Halbtrauer zu sein.

Sie saß auf einem der drei Rohrstühle an dem einzigen Tische der Stube und zeichnete. Vor ihr auf dem Tische lagen mehrere Zeichnungen, theils nur flüchtig skizzirt, theils mit schwarzer Kreide vollständig ausgeführt. Es waren kleine Landschaften, wie es schien aus der Umgebung des Schlosses. So war auch die Zeichnung, mit der sie beschäftigt war. Sie führte diese, ebenfalls mit schwarzer Kreide, nach einer daneben liegenden Skizze aus. Es war jenes Eingangsthor des Schloßhofs mit dem groß und kräftig ausgehauenen adlichen Wappen darauf. Thor und Wappen waren vom Innern des Hofes aufgenommen, von einer Stelle, auf der man zugleich einen Blick auf das Dorf hatte, an dessen Ende in einiger Entfernung das Schloß lag. So kam es denn wohl, daß auf der Zeichnung der jungen Dame rechts von dem stolzen adlichen Wappen im Hintergrunde der bescheidene Kirchthurm des Dorfes aus niedrigem Gebüsch hervorragte.

Wenn wir vorhin, als wir die Umgebung des

Schlosses beschrieben, dieses Dorf nicht erwähnten, so war der Grund der, daß wir eben einem adlichen Schlosse unsere Aufmerksamkeit zu widmen hatten, neben welchem ein Bauerndorf nicht viel in Betracht kommt. Zudem lag das adliche Schloß, von dem wir hier sprechen, in Deutschland, und hier, wie in Frankreich und in Polen und in manchen anderen glücklichen Ländern, versteht sich zu einem Edelsitze ein Bauerndorf als Zubehör von selbst. Die Beschaffenheit des Dorfes ist nur nicht immer dieselbe. Sie hängt freilich meist wieder von der Beschaffenheit des adlichen Schlosses ab. Ist dieses stolz, reich, glänzend, so ist das Dorf in der Regel traurig, ärmlich und lumpig. Ist der Edelsitz arm, so ist das Dorf manchmal nicht anders, manchmal aber auch anders.

Das Alles paßt nicht auf meine liebe Heimath Westphalen. Dort gibt es keine Bauerndörfer mit Edelsitzen. Der geneigte Leser wolle zugleich daraus entnehmen, daß die hier erzählte Geschichte sich nicht in Westphalen zugetragen hat.

Das Bauerndorf, das zu dem adlichen Schlosse Barsfeld gehörte, und gleichfalls Barsfeld hieß, war eben so traurig und verfallen, wie das Schloß. Nur wenige Häuser machten eine Ausnahme; darunter besonders die Pfarre; die paar anderen mochten einem

adlichen Rentmeister oder Inspector und ähnlichen Persönlichkeiten gehören, die in der rund um sie her herrschenden Armuth, vielleicht gerade aus dieser, reich geworden waren.

Und so war es wirklich.

Schloß und Dorf Barsfeld waren seit dem dreizehnten Jahrhunderte Eigenthum der alten adlichen Familie von Barsfeld, deren Glieder seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sich Freiherrn schrieben, und Angesichts ihres alten Adels das selbst in diesem neunzehnten Jahrhunderte durften, ohne Gefahr zu laufen, daß Fiskal oder Staatsanwalt gegen sie wegen unbefugter Anmaßung und Führung eines höheren adlichen Prädicats Anklage erheben würden. Was sich auf dem Schlosse befand, gehörte zu der „Familie“ oder zu den „Leuten“ des freiherrlichen Schloßherrn; die Bauern im Dorfe waren seine „Unterthanen“. Da traf es sich bekanntlich, daß zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich eine Revolution ausbrach, die dort total „nivellirte“, und zu Anfang dieses Jahrhunderts auch insofern einiges „Nivellement“ nach Deutschland herüberbrachte, als hier Leibeigenschaft und Unterthänigkeit der Bauern zu ihren Gutsherrn abgeschafft wurde. Es war dies, wie gesagt, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, und zwar schon

ziemlich zu Anfang desselben. Seitdem, im Anfange der zweiten Hälfte desselben, hat man die Entdeckung gemacht, daß jedes Nivellement Revolution sei, und also auch gegen die göttliche Ordnung der Dinge; man fängt daher auch an, Alles, was in jener Zeit nivellirt ist, in seine frühern Basen, Erhöhungen und Vertiefungen zurückzuschieben, oder dies zu versuchen.

Dieser Anfang war aber im Jahre 1850 noch nicht gemacht, und das war ein Unglück für die freiherrliche Familie von Barsfeld, und ganz besonders für das Freifräulein Beatrix von Barsfeld, die wir als die schönste und frischeste aller Blumen in und um das Schloß Barsfeld an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1850 in dem abgelegenen Stübchen des genannten Schlosses angetroffen haben.

Alter Saamen artet zuweilen aus. Auch alter Adel. Dem Geschlechte der Freiherrn von Barsfeld war es ergangen, wie so manchem adlichen Geschlechte in und außerhalb Deutschland. Sie brauchten nur ihren Stammbaum rein zu halten. Für etwas Weiteres hatten sie nicht zu sorgen, um reich, angesehen und mächtig zu sein. Für das Andere, was sonst dazu gehört, um dies zu sein, sorgte bei ihnen, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, der liebe Gott, das heißt das Anerkennen und das Unterwerfen der Menge

unter altes Herkommen, alte Vorurtheile, alten Schlendrian, als unter göttlichen Willen. Sie brauchten nicht zu arbeiten, um reich zu werden und Reichthümer verzehren zu können; ihre Bauern, jene „Unterthanen" arbeiteten und — hungerten für sie. Sie brauchten nichts zu lernen, um in hohen Staatsämtern über Land und Leute zu regieren; ihre bürgerlichen Subalternbeamten hatten für sie lernen müssen. In den Glanz des Hofes gehörte von selbst, laut unantastbarer göttlicher Anordnung, nur reiner Stiftsadel; freilich auch oft unreine französische Maitressenwirthschaft.

So kam jene unglückliche Zeit des Nivellirens. Wie anderswo, so wollte auch für die Freiherrn von Barsfeld der Bauer nicht mehr arbeiten, der bürgerliche Beamte nicht mehr lernen; der Glanz der Höfe wurde verdunkelt durch die Fittiche des Napoleonischen Adlers, verzweifelt freche, grobe Parvenufittiche. Alter Saamen artet aus. Wie die alten Freiherrn von Barsfeld nichts gearbeitet und nichts gelernt hatten, so wollten die jungen Freiherrn von Barsfeld eben so wenig arbeiten oder lernen; vielleicht konnten sie es auch nicht. Wie man hierin nichts ändern wollte oder auch nicht konnte, so wollte und konnte man auch in anderen Dingen nichts ändern; nicht im alten Stolze,

nicht im alten Glanze der Familie, nicht in der ganzen Lebensweise.

Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Sie begannen auch bald sich zu zeigen. Barsfeld war zwar eine sehr große, aber keine sehr reiche Besitzung; wenigstens nicht für ihre freiherrlichen Besitzer. Der Reichthum dieser bestand hauptsächlich nur in dem Erwerbe aus dem Schweiße ihrer Bauern. Nun war allerdings des Schweißes, in dem diese Bauern ihr und ihres Gutsherrn Brod verdienten, im Ueberfluß da; desto dürftiger war der Erwerb aus diesem Fleiße. Und dies aus dem einfachen Grunde, weil der Boden ihres Landes durchgängig kein ergiebiger war. Der Ackerboden war mager, die Weide trocken, die Wiesen hatten gar sauren Boden. Außerdem waren zwei Drittheile aller Ländereien der Bauern dürre, röthlichgraue Haide. Mit dem zu dem Gute selbst und unmittelbar gehörigen Lande stand es gerade so; den besseren Boden, der fruchtbar und ergiebig hätte gemacht werden können, bedeckten große, weitläufige Waldungen, die keiner der Freiherrn von Barsfeld ausrotten lassen durfte, weil sonst das edle Jagdvergnügen wäre gestört worden. Aber auch nur für dieses wurden die Forsten des Gutes conservirt. Die Forst- und Waldcultur selbst war desto mehr ver-

nachläſſigt, ſo daß auch das gewöhnliche momentane Rettungsmittel derangirter Gutsbeſitzer, die Wälder zu lichten, hier nicht verfangen konnte.

Schon der Großvater des Fräuleins Beatrix hatte ſolchemnach zwar noch eben kein verſchuldetes Gut übernommen. Sein Vater, alſo der Urgroßvater der ſchönen Dame mit dem vornehmen und kecken Geſichte, hatte noch ſo ziemlich in dem alten, wenn gleich mäßigen Reichthume der Familie ſein Leben begonnen. Aber dieſes Leben fiel in eine Zeit, wie die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in welcher viele, große wie kleine, deutſche Fürſten von der Sucht befallen waren, wenigſtens durch äußeren Prunk lauter kleine Ludwig der Vierzehnte zu ſein. Alles, was von reinem Adel im Lande war, mußte an den Hof, um den Glanz des Hofes zu machen. Freilich auf eigene Koſten; denn der ärmſte Mann im Lande, was eigentliches Vermögen anbetrifft, und wenn man die Schulden von dem Vermögen abziehen darf, war damals nicht ſelten der Landesherr; und die Stände, die ihm ſein landesherrliches Einkommen nach alter deutſcher Rechtsinſtitution zu bewilligen hatten, waren durchgängig verzweifelt knapp, und die Frankfurter Bundesverſammlung, dieſe neue deutſche Rechtsinſtitution der Landesherren, war damals noch nicht erfunden. Statt

ihrer war eine sehr grimmige und bärbeißige andere Institution für solche Angelegenheiten da, das Reichskammergericht in Wetzlar. Auch der Urgroßvater des Fräuleins Beatrix mußte an den Hof des Landesherrn. Er mußte sogar als Hofmarschall heran. Der arme Mann ruinirte sich zwar dadurch noch nicht; aber als er starb, war der alte mäßige Reichthum seiner Familie verschwunden; es war höchstens nur noch ein sehr mäßiges bürgerliches Vermögen da.

Leider hinterließ er nicht dieses allein seinem Nachfolger in dem Fideicommißbesitzthum. Er hinterließ diesem zugleich mehrere jüngere Söhne, die gleichfalls, in den Fußstapfen des Vaters, den Glanz des Hofes fortsetzen mußten, natürlich auf Kosten des „Stammherrn". Dieser selbst hatte sich der militärischen Laufbahn seines Vaterlandes gewidmet; er hatte darin manche hübsche Stufe erreicht; er wurde gar General und starb als Generalissimus der Armee seines Fürsten. Aber desto größer waren nur immer seine Ausgaben für Spiel und Jagd, für Paraden und Manoeuvres und so weiter, und wenn er nicht die Zeit der „Freiheitskriege gegen den Erzfeind Napoleon" er- und überlebt hätte, so hätte er zuletzt vielleicht gar im Schuldthurm verhungern müssen. Nach diesen Freiheitskriegen aber kam bekanntlich eine bessere, die

freie Zeit nach Deutschland. So wurden denn auch die Fürsten von jenen knickerigen Ständen befreit, und wo diese noch blieben, da war die Frankfurter Bundesversammlung da. Auch der Fürst des Generals von Barsfeld war demnach im Stande, die Dienste des alten Veteranen dadurch zu belohnen, daß er alle Jahre dessen Schulden bezahlte, wenigstens diejenigen, deren Bezahlung nöthig war, wenn Bäcker und Fleischer und Schneider und Schuster Seiner Excellenz noch weiter borgen sollten.

Trotzdem hinterließ der alte General eine kolossale Summe von Schulden. Er hinterließ sie seinem einzigen Sohne, dem Vater des Fräulein Beatrix. Aus diesem war geworden, was aus dem, zumal einzigen Sohne seines Vaters werden mußte. Zuerst ein nichtsnutziger Fähndrich, dann ein liederlicher Lieutenant, darauf ein unbrauchbarer Hauptmann, der als an Körper, Geist und Vermögen vollständig ruinirter Major den Abschied bekam.

Das Schicksal hatte ihm in sonderbarer Laune eine brave Frau gewährt; leider aber dieser braven Frau nichts als ein Leben voll Sorgen, voll Gram, voll Noth. Sie starb, als ihr einziges Kind zwölf Jahre alt war. Dieses einzige Kind war Fräulein Beatrix. Bald nach ihrem Tode war es, als der

Freiherr von Barsfeld als Major seinen Abschied erhielt. Er hatte bis dahin mit seiner Compagnie in der Residenz gestanden. Er konnte jetzt hier nicht mehr bleiben; er hatte zu viele Schulden da, und gegen einen verabschiedeten Major hat kein Gläubiger zarte Rücksichten zu nehmen, und kein Gesetz und kein General schützt ihn vor dem Schuldthurme. Mit neuem Credit ist es vollends aus. Er ging auf sein Stammgut Barsfeld. Dort hatte er Anfangs gute Zeit. Er war in seiner Besitzung; er war der gnädige Herr; die Bauern erachteten es für eine Pflicht, ihm zu borgen; die Rentemeister, Inspectoren und anderen Beamte und Diener des Guts machten sich eine Ehre daraus. Aber die Bauern hatten mehr Pflichtgefühl als Güter des Lebens zum Theilen mit ihrem Herrn. Und bei den Beamten und Dienern, die mitunter sehr reich, und dies auf Kosten ihrer stets abwesend und stets verschwenderisch gewesenen Herrschaft geworden waren, hielt das Ehrgefühl nicht lange aus. Der verabschiedete Major mußte also wieder einen anderen Ort zum Aufschlagen seiner Hütte aufsuchen. Dazu kam, daß Fräulein Beatrix älter, schon beinahe funfzehn Jahr alt geworden war, und bisher noch nichts gelernt hatte, als in der Residenz mit den jungen Offizieren, die zu ihrem Vater kamen, zu

kokettiren, und später auf dem Gute sich mit den Knechten und Mägden in den Ställen und im Walde herumzutreiben. Daneben hatte sie von dem alten Schulmeister des Dorfes Lesen und Schreiben und etwas Rechnen gelernt. Das konnte so nicht bleiben. Der Vater, wie wenig er sich auch um sein eigenes Kind bekümmerte, sah das ein. Seine Schwägerin, die Schwester seiner verstorbenen Frau, — nebenbei bemerkt, seine und mithin seiner Tochter einzige nähere Verwandte — schrieb es ihm auch, und machte ihm eine bessere Erziehung des Kindes zur Gewissenspflicht. Er hatte ihr darauf seine Armuth vorgestellt und sie, die in besseren Verhältnissen lebe, gebeten, statt seiner diese Pflicht zu übernehmen; sie hatte aber gemeint, sie habe mit ihrer eigenen zahlreichen Familie genug zu schaffen. In Wahrheit war die Dame außerordentlich geizig. Er zog daher mit seiner Tochter in eine nicht sehr entfernte Landstadt, in welcher wohlfeil leben war und mehrere verabschiedete Offiziere von ihren kleinen Pensionen lebten.

Und nun muß es dem Manne zum Ruhme nachgesagt werden, daß er seiner Tochter eine Erziehung geben ließ, so gut und vollständig, wie die Mittel seiner dürftigen Lage einerseits und der kleinen Landstadt andererseits sie nur irgend zulassen und gewähren

konnten. Dem Fräulein Beatrix muß es aber auch nicht minder zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie mit ebenso großem Eifer zu lernen begann und fortfuhr, wie sie früher mit Knechten und Mägden und Hunden, und noch früher mit Fähndrichs und Lieutenants herumgespielt hatte. Ihr Talent stand ihrem Eifer wahrlich nicht nach. Sie wurde bald ein Muster für alle Lernenden, und dann ein Wunder für Lernende und Lehrende des Städtchens. Dabei behielt sie, allem Lernen und allem Entbehren zum Trotze, jene Frische des Lebens, mit der sie früher zwischen Lieutenants, Gesinde und Hunden sich ausgezeichnet hatte, und wenn sie auch mit den jungen Lieutenants der Garnison des Städtchens nichts zu schaffen hatte, das Kokettiren verlernt und läßt ein hübsches, lebhaftes Mädchen niemals.

Ihr Vater wurde nur immer kränker und hinfälliger; die Strapazen des nichtsnutzigen Fähndrichs- und liederlichen Lieutenantslebens wollten ihr Recht haben. Andererseits hatte auch in dem Städtchen seine Schuldenlast wieder zugenommen, und da er nicht, wie sein Vater, in den Befreiungskriegen das Vaterland gerettet, noch weniger es bis zur Excellenz gebracht hatte, so stand er in Wirklichkeit auf jenem unangenehmen Punkte, auf welchem Fleischer und Bäcker

und Schneider und so weiter ihm den Credit versagten. Noch einmal wurden Schloß und Dorf Barsfeld der Zufluchtsort. Sie blieben der letzte für den Freiherrn. Nachdem er dort ein halbes Jahr immer kränker und elender geworden war, und die Tochter ihn in dieser Zeit unermüdet und unverdrossen gepflegt und getröstet und aufzumuntern gesucht hatte, starb er.

Fräulein Beatrix zählte damals gerade neunzehn Jahre.

Der Freiherr von Barsfeld hinterließ mehr Schulden als sein Vater. Er hinterließ aber weder einen Sohn, noch einen anderen männlichen Anverwandten seines Namens, der seine Rechte auf das Fideicommißgut Barsfeld aus alter Zeit hätte herleiten und den Gläubigern so etwas Aehnliches wie die Vögel auf den Bäumen zeigen können. Die anderen Anverwandten — lachende Erben finden sich nur zu einem Nachlasse ohne Schulden. Den zahlreichen Gläubigern stand daher nichts im Wege, das Gut Barsfeld verkaufen zu lassen, um aus dem Erlös vielleicht den zwanzigsten Theil ihrer Befriedigung zu erhalten.

Das geschah. Ueber den Nachlaß des Freiherrn wurde der Concurs eröffnet; der Concurscurator trug den Gesetzen gemäß auf die öffentliche gerichtliche

Subhastation des Gutes an. Sechs Monate nach dem Tode des letzten Freiherrn von Barsfeld war das Gut Barsfeld gerichtlich verkauft.

Es war eins der ältesten adlichen Güter des Landes; es war immer im Besitze derselben ältesten adlichen Familie des Landes gewesen. Es entstand eine große Bewegung unter dem Adel des Landes, als der Termin zur öffentlichen Versteigerung bekannt gemacht wurde. Mehrere der reicheren Adlichen traten zusammen, um zu berathen, was zu thun sei. Man kam überein, daß das Gut für den Adel erhalten werden müsse. Einer von ihnen, der mehrere Söhne hatte, sollte es für einen der nachgeborenen Söhne kaufen; die Anderen wollten ihm Darlehen zur vollständigen Bezahlung des Kaufpreises machen. So wurde verabredet.

Indeß ein paar Wochen vor dem Subhastationstermine erschien in Barsfeld ein altes, trocknes, kleines, schweigsames Männchen, nannte sich Herr Meier aus Hamburg, ließ sich das Schloß zeigen, lief allein in Feld und Wald und besonders in jenen unübersehbaren röthlichgrauen Haiden umher, die sowohl zu dem zu verkaufenden Gute, als auch zu den nicht mit zu verkaufenden Bauerhöfen des Dorfes gehörten, und reisete dann so schweigsam wieder ab, wie er gekommen war.

In dem Subhastationstermine war er aber wieder da, und wie das Bieten auf das Gut seinen Anfang genommen und der adliche Herr, der es für seinen nachgeborenen Sohn kaufen sollte, sein Gebot gemacht hatte, bot der kleine, stille Herr Meier aus Hamburg mit einem Male eine so hohe Summe, daß Jedermann, auch dem adlichen Herrn, die Lust zum Ueberbieten verging. Er bezahlte auf der Stelle den vollen Kaufpreis in blankem Golde und guten Pfandbriefen und anderen Geldpapieren des Landes, und erhielt den Zuschlag, nicht für sich, sondern, wie er beantragte, für seinen Mündel, den Herrn Emanuel Meier aus Hamburg, der in wenigen Monaten seine Großjährigkeit erreichen werde.

Nachdem er so das Gut gekauft hatte, wandte er sich sofort an die, aus Neugierde, zu erfahren, was für einen neuen Gutsherrn sie erhalten würden, anwesenden sämmtlichen Bauern des Dorfes Barsfeld, und fragte sie, wie viel sie für ihr Haideland, das ihnen nichts einbringe, haben wollten. Den Bauern brachte die rothe dürre Haide in der That nichts ein. Die Gelegenheit, sie zu verkaufen, war ihnen eine erfreuliche; die Preise, die sie forderten, waren mäßige; die Verträge kamen sogleich zu Stande; ebenfalls für den jungen Herrn Emanuel Meier aus Hamburg.

Herr Emanuel Meier aus Hamburg war also auf einmal Herr des großen Gutes Barsfeld und der sämmtlichen noch größeren rund um dasselbe gelegenen Haiden.

Als alle Verträge geschlossen waren, wurde der kleine Vormund redselig, und er theilte nun vergnügt allen denen, die es hören wollten, mit, daß in der rothen dürren Haide Schätze vergraben seien, die zwar für einen Edelmann von altem, reinem Blute, und auch für den, dem Edelmanne gutspflichtigen Bauer keinen Werth, für den Kaufmann und Fabrikanten aber den Werth unermeßlicher Reichthümer hätten; überall dort liege in ergiebigster Fülle das vortrefflichste Eisenerz verborgen, das nur auf seine Gewinnung und Verarbeitung warte.

Er reisete wieder ab. Er selbst kam auch nicht zurück; den thätigen, unternehmenden Mann riefen andere Geschäfte wieder anderswohin. Aber schon nach wenigen Wochen sandte er Baumeister, Maschinenmeister und Arbeitsleute aller Art, um auf dem Gute Barsfeld eins der großartigsten Eisenwerke, vor allen Dingen Hoch- und Schmelzöfen, aufführen zu lassen.

An dem alten, verfallenen Schlosse ließ er nichts arbeiten. Das Schloß sei Vergnügungs-, Luxussache, hatte er erklärt; damit habe er nichts zu schaffen;

als Vormund des jungen Herrn Emanuel Meier habe er nur dafür zu sorgen, daß dessen Vermögen conservirt und nach Kräften vermehrt werde; mit dem Schlosse könne der junge Mann, der bald großjährig werde, nach seinem eigenen Geschmacke machen, was er wolle. Er hatte nur angeordnet, daß die Fabrikgebäude nicht zu nahe bei dem Gebäude aufgeführt würden, um den Aufenthalt in diesem durch das Geräusch der Hämmer, der Walzwerke und des gesammten Fabrikbetriebes nicht incomfortabel zu machen. Fabrikanlagen, an denen übrigens fleißig gearbeitet wurde, waren daher auf der anderen Seite der in der Nähe des Schlosses befindlichen kleinen Waldung errichtet. —

Und das Freifräulein Beatrix von Barsfeld?

Die Verwandten ihres verstorbenen Vaters hatten sich nicht um dessen Nachlaß, sie hatten sich auch nicht um sie bekümmert. Doch mit einer Ausnahme. Ihre Tante, jene einzige Schwester ihrer früh verstorbenen Mutter, hatte bald nach dem Tode ihres Vaters einen sehr zärtlichen Brief an sie geschrieben, worin sie bedauerte, nicht in der Lage zu sein, um etwas Anderes für sie thun zu können, als ihr in einem guten Hause eine Stelle als Gesellschafterin zu verschaffen. In dieser Beziehung habe sie sich denn sofort umgesehen, und die Generalin Gräfin Dannenberg sei bereit, sie

als Gesellschafterin, eigentlich als Gesellschafterin ihrer Töchter, zu sich zu nehmen, aber freilich unter der einen Bedingung, daß sie von vornherein darauf verzichte, in irgend einer Gesellschaft, sei es in oder außer dem Hause der Generalin, zu erscheinen, in welcher die Generalin und ihre Töchter sich einfänden; sie solle blos in dem engsten Familienkreise Gesellschaft leisten. Der Grund sei, hatte die Tante beigefügt, daß die Töchter der Generalin eben so häßlich und einfältig, wie hochmüthig und eifersüchtig seien. Fräulein Beatrix hatte unter solchen Umständen die Stelle abgelehnt, und die Tante hatte darauf mit der „undankbaren Person“ nichts mehr wollen zu schaffen haben.

Gleichwohl, was sollte die Waise, ohne alles Vermögen, ohne alle Unterstützung von Verwandten, anderes beginnen, als Gesellschafterin zu werden? Sie selbst sah das ein. Sie war nach dem Tode ihres Vaters im Schlosse geblieben. Sie hatte ein Recht darin zu bleiben, bis der Verkauf des Schlosses stattgefunden hatte. Einige Vorräthe für den Winter waren in Küche und Keller noch vorhanden gewesen. Die letzte Pensionsrate des Vaters war wenige Tage vor dessen Tode ausbezahlt worden; nach Berichtigung der Beerdigungskosten war noch etwas davon für sie

übrig geblieben. So konnte sie, bei ihren geringen Bedürfnissen, bei ihrer einfachen Lebensweise, an die sie schon seit so vielen Jahren sich hatte gewöhnen müssen, den Winter auf Schloß Barsfeld verbringen. Sie verwendete die Zeit dazu, sich auf den neuen, als unvermeidlich erkannten Beruf vorzubereiten. Sie zeichnete, sie trieb Musik, sie machte Uebersetzungen in französischer, englischer, italienischer Sprache; sie studirte Geschichte; sie las die Klassiker.

Bei dem Allem war sie nicht allein; sie hatte sogar zwei Freundinnen.

Mit dem benachbarten Adel hatte sie allerdings keinen Umgang. Ihr Vater hatte ihn gemieden und war von ihm gemieden. Auch im Dorfe kannte sie Niemanden. Die Rentmeister und Inspectoren, nachdem sie auf und von dem adlichen Gute reich geworden, hatten das Gut und seine Besitzer geflohen wie die Pest, seitdem dort nichts mehr zu holen war. Der Pfarrer war ein junger Orthodoxer.

Aber im Schlosse selbst hatte sie eine Freundin gefunden. Die Großmutter des Fräuleins, die Generalin von Barsfeld, hatte vor einigen dreißig Jahren die Amme ihres Sohnes, damals schon eine Frau in den Vierzigern, auf das Schloß Barsfeld gebracht, um ihr dort bis an ihr Lebensende einen

Ruheplatz zu verschaffen. Diesen Ruheplatz hatten ihr selbst die Concursgläubiger jetzt belassen; die alte Frau war wie ein altes Inventarienstück des Schlosses angesehen worden, und auch der Ankäufer mußte, nach den Verkaufsbedingungen, sie so behalten und behandeln. Die alte Dienerin und das junge Freifräulein wurden Freundinnen.

Die alte Margaretha, oder auch Frau Margarethe, wie sie genannt wurde, war trotz ihrer vorgerückten siebenzig Jahre noch eine sehr rüstige Frau; sie hatte für ihre geringen Ansprüche an das Leben immer gute Tage gehabt, auch im Schlosse. Sie war eine bescheidene, immer dienstfertige und freundliche Frau; die Generalin, deren Dienerin sie gewesen, war eine stolze, herrschsüchtige Dame. Sie und das Fräulein waren seit dem Tode des Freiherrn von Barsfeld, des Vaters des Fräuleins, die einzigen, im buchstäblichen Sinne die einzigen Bewohner des großen alten Schlosses. Eine eigentliche Landwirthschaft war auf diesem schon lange nicht mehr betrieben worden; sie bis zu dem nahebevorstehenden Verkaufe des Gutes einzurichten, hätte vierfach mehr gekostet als eingebracht; die Gläubiger hatten deshalb alles Gesinde des Schlosses entlassen.

Die alte Frau war schon während des früheren

Aufenthalts des Freiherrn auf dem Schlosse, dem zwar wilden, oft ausgelassenen, aber nie hochmüthigen oder gar bösen Fräulein mit allerlei freundlichem Dienste an die Hand gegangen. So auch während der letzten Krankheit des Vaters. Seit dem Tode des Vaters wurde sie die einzige Dienerin des Fräuleins. Aber, die Wahrheit zu sagen, wurde das Fräulein auch wieder die Dienerin der alten Frau, bei der trotz ihrer Rüstigkeit sich doch auch manche Gebrechen des Alters einstellten. Die gegenseitigen Dienste führten sie näher zusammen, zuerst äußerlich, dann auch ihr Inneres. Bald errichteten sie eine gemeinschaftliche Wirthschaft. Sie legten ihre Wohnstuben dicht beisammen; sie waren ja unumschränkte Herrinnen in dem weitläufigen Gebäude; die alte Frau kochte für sie Beide, machte die Betten, reinigte die Stuben, heizte die Oefen. Und Fräulein Beatrix lernte von ihr das Alles, den Besen regieren, das Feuer anmachen, waschen, kochen, Kartoffeln schälen, Gemüse zubereiten, selbst alle drei oder vier Wochen einen kleinen Braten auf den gemeinschaftlichen Tisch fördern. Wie hätten da nicht auch die Herzen sich zusammenfinden sollen, der alten Frau, die in ihrem langen Leben mit klarem Verstande so Vieles gesehen und beobachtet hatte, und des Fräuleins, die

schon in ihren jungen Jahren so Vieles selbst erleben und erfahren mußte!

Es war wohl ein eigenthümliches Leben der alten Frau und des jungen Mädchens so ganz allein in dem alten, großen, wüsten Schlosse. Sie hatten ihre Stuben in dem entlegensten Winkel eines der großen Seitenflügel des Schlosses gewählt. Der Grund war ein einfacher; es befand sich dort eine kleine Küche mit Vorrathskammer daneben; sie hatten also Alles, was zu ihrem Hausstande nöthig war, nahe beisammen. Dort hatten sie sich gemeinsam eingerichtet, und zwar sonderbar genug. Der Concurscurator hatte, dem Gesetze gemäß, bald nach dem Tode des Freiherrn dessen sämmtlichen — geringen — beweglichen Nachlaß müssen verkaufen lassen, also auch sämmtliche Mobilien auf Schloß Barsfeld. Hiervon konnten nur diejenigen ausgenommen werden, die zum nothwendigen Gebrauche der alten Margarethe gehörten. Der Curator hatte außerdem zwar auf eigene Verantwortung dem Fräulein freigestellt, sich die für sie nothwendigen Möbeln auszuwählen. Das stolze Fräulein hatte aber nur zwei Stücke ausgesucht, ein altes, zerbrochenes Clavier, das seit vielleicht hundert Jahren im Schlosse stand, und so verfallen war, daß es nicht mehr transportirt werden konnte, folglich keinen Ver-

kaufswerth mehr hatte, und das Bette, in dem ihr Vater gestorben war. Diese beiden Stücke nahm sie in ihre Stube; das Bette wurde ihr eignes. Aber sie bedurfte freilich doch noch einiger Stücke mehr in der Stube, mindestens eines Tisches und eines Stuhls. Die alte Margarethe hatte für ihre „Nothdurft“ zwei Tische und sechs Stühle; sie theilte mit dem Fräulein, sie gab ihr ihren Spiegel, ihren Schrank und ein altes Regal als Bücherbret dazu; die alte Frau konnte von dem Allem keinen Gebrauch mehr machen.

Die alte Frau Margarethe war die erste Freundin des Fräuleins Beatrix. Ein junges Herz von achtzehn Jahren kann sich mit einem alten Herzen von achtzig Jahren, wenn beide auch die besten von der Welt sind, allein nicht begnügen. Etwa fünfhundert Schritte von dem Schlosse entfernt, hinter der kleinen Waldung, hinter welcher jetzt die neuen Eisenwerke aufgeführt wurden, lag halb in einem Gärtchen, halb noch von den Bäumen des Waldes beschattet, ein kleines, sehr freundliches Haus. Es war die zum Gute gehörige Försterei. Ein Förster wohnte nicht mehr darin. Der letzte Förster war schon vor mehreren Jahren gestorben. Eine Forstbewirthschaftung war auf dem ruinirten Gute, unter einem ruinirten Gutsherrn, nicht mehr nöthig, kaum möglich; die Stelle war daher nicht

wieder besetzt. Die Wittwe des Försters hatte deshalb in dem Hause bleiben können, und sie wohnte noch darin. Auch der Förster hatte zu denjenigen Beamten des Gutes gehört, die desto mehr Capital erwarben, je mehr Schulden der Gutsherr machte. Seine Wittwe gehörte zu denen, die dies der Tochter ihres Herrn mit Undank, anstatt mit Dank lohnen zu müssen glaubten. Anders war es mit ihrer Tochter Anna.

Mamsell Anna Schönfeld war ein oder zwei Jahre älter als Fräulein Beatrix. Sie hatte einen heiteren, wenn gleich sanfteren Sinn als diese; sie war auch wohl verständiger. Das hatte sich schon früher gezeigt, da die Beiden als Kinder auf dem Schlosse sich zusammengefunden und die Försterstochter das kleine Fräulein von mancher Balgerei zurückgehalten und vor manchem Hundebiß gerettet hatte. Mamsell Anna war später in der benachbarten Stadt zu ihrer Ausbildung gewesen, sie hatte dort Schneidern und Putzmachen und Guitarre spielen gelernt, und war als ein hübsches, wohlerzogenes Mädchen zurückgekommen, das auch verständig und sanft geblieben war. Sie hatte sich mit dem Fräulein schnell wieder zusammengefunden. Sie war deren zweite Freundin.

Die beiden jungen Mädchen sahen sich täglich. Anna kam zum Schlosse, das Fräulein Beatrix kam

zu ihr in den Garten, in den Wald hinaus. In der Försterei sahen sie sich selten. Die alte Försterin sah so keifig und so geizig aus. Das Fräulein mied das Haus. Desto öfter kam Anna zum Schlosse, und sie war immer freundlich und nicht geizig. Sie brachte jedesmal etwas mit, wenn sie es konnte, ein paar Aepfel, ein Stück Kuchen, manchmal gar ein gebratenes Reb- oder Birkhühnchen. Und Fräulein Beatrix nahm es von ihr; denn die sanfte Anna hätte geweint, wenn sie es nicht genommen hätte, und sie theilte es mit der alten Frau Margarethe. Im Uebrigen plauderten die beiden jungen Mädchen viel zusammen, von künftigen wie von vergangenen Tagen, von Freude wie von Leid, von Sorgen wie von Hoffnungen. Sie trieben aber auch Anderes. Sie machten Musik, die eine auf ihrem alten Clavier, auf dem schon manche Saite fehlte, die andere auf ihrer neuen Guitarre; die Instrumente paßten doch zusammen, trotz ihrer Verschiedenheit. Sie lasen zusammen die deutschen Classiker; die kleine, aber auserlesene Bibliothek des Fräuleins war das einzige Erbstück von ihrer verstorbenen Mutter, das der Vater ihr gelassen hatte, und das Gericht ihr nicht nehmen konnte. Fräulein Beatrix erklärte dabei der Förstertochter, was diese nicht verstand; sie gab ihr gar Unterricht im Zeichnen

und im Französischen. Mamsell Anna unterwies sie dafür im Schneidern und Putzmachen. Nur eins, was sie früher zusammen getrieben hatten, thaten sie jetzt nicht mehr; sie machten keine tollen Streiche mehr zusammen. Der Ernst des Lebens war doch etwas zu sehr an das Fräulein herangetreten, und Anna war von ihm mitberührt.

So war der Winter seit dem Tode des Freiherrn vergangen; so war der Frühling gekommen.

Im März war das Gut Barsfeld verkauft. Der kleine Herr Meier hatte dem Fräulein sagen lassen, sie könne im Schlosse wohnen bleiben, bis sein Mündel, der Herr Emanuel Meier, selbst von dem Schlosse Besitz nehmen und weiter darüber bestimmen werde. Derselbe werde im Mai großjährig und im Laufe des Sommers wohl herüberkommen. Fräulein Beatrix hatte von der Erlaubniß gern Gebrauch gemacht.

Ihr künftiger Lebensplan stand fest. Von ihren Anverwandten konnte und wollte sie nicht abhängig sein. Als Schneiderin oder Putzmacherin, ungeachtet der hübschen Fertigkeiten, die sie von Mamsell Anna erlernt hatte, wollte sie ihr Brod nicht verdienen. Um Lehrerin oder Erzieherin zu werden, besaß sie zu wenig gründliche, wissenschaftliche Bildung und zuviel Gewissen. Sie wollte Gesellschafterin werden. Auch

hierfür fehlte ihr noch Manches; aber gerade um dieses Fehlende zu erlernen und sich anzueignen, hatte sie den einsamen Winteraufenthalt im Schlosse benutzt, und wollte sie auch jetzt noch die kurze Zeit bis zum Sommer benutzen. Dazu studirte sie die Geschichte, die Classiker, dazu übte sie sich in den fremden Sprachen, in der Musik, im Zeichnen, in manchem Anderen.

Auf keinen Fall wollte sie noch mit dem neuen Besitzer des Schlosses zusammentreffen. Das Herz that ihr weh bei dem Gedanken, den Aufenthalt ihrer Eltern, die Sterbekammer ihres Vaters, den Ort ihrer Spiele, ihres Glücks, ihres Leidens, in fremden Händen zu sehen. Der Stolz des Freifräuleins empörte sich dagegen, in dem Schlosse ihrer Väter, in dem sechshundertjährigen Besitzthume der alten adlichen Familie einem plebejischen Kaufmann als Herrn begegnen zu müssen. Dazu kam Folgendes:

Das Gerücht hatte den künftigen Besitzer des Gutes als einen Menschen von einem schlechten Charakter bezeichnet. Es hieß, daß er nicht nur ein Wüstling sei, sondern auch geradezu ein böses Herz habe. Als Beweis wurde namentlich folgende Thatsache erzählt. Zu seinem großen, von seinem Vormunde verwalteten Vermögen gehörte auch ein Gut,

das er schon von seinem Vater geerbt hatte. Auf diesem wurde bedeutende Brantweinbrennerei betrieben. Der Vormund, Herr Meier, der die Pflicht hatte, für Conservirung und mögliche Vermehrung des Vermögens seines Mündels zu sorgen, hatte diese Pflicht so weit ausdehnen zu müssen geglaubt, daß er bei jenem Brennereibetriebe dem Staate so viele Steuern defraudiren ließ, wie möglich. Die Sache war ausgekommen. Der Inspector des Guts war zur Untersuchung gezogen, und zu einer Geldstrafe von einigen zwanzigtausend Thalern, wenn er aber diese nicht bezahlen könne, zu einer zehnjährigen Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Der Mann hatte kein Vermögen, und sollte in das Gefängniß wandern. Auf zehn Jahre! Er hatte zudem eine Frau und viele Kinder. Was sollte aus denen werden? Dem Vormund, Herrn Meier, ging die Sache zu Herzen. Er selbst hatte gleichfalls kein Vermögen; er gehörte zu den Leuten, die besser für Andere, als für sich selber zu sorgen wissen. Auf eigene Verantwortung durfte er aus dem Vermögen seines Mündels zur Rettung des Inspectors nichts nehmen. Er hatte daher seinem Mündel Vorstellungen gemacht, ihn um Genehmigung der Bezahlung der Geldstrafe und um das Versprechen gebeten, bei erreichter Großjährigkeit ihm keine Erinner-

ungen deshalb zu machen. Der unermeßlich reiche junge Herr Emanuel Meier hatte Genehmigung und Versprechen kurz und rund abgeschlagen, und der Inspector hatte in das Gefängniß wandern müssen. So wurde erzählt.

Wie konnte Fräulein Beatrix dem Herrn Emanuel Meier auf Schloß Barsfeld begegnen?

Im Sommer, also nicht vor Juni, wurde Herr Emanuel Meier im Schlosse erwartet. Fräulein Beatrix hatte ihre Anstalten getroffen, daß sie mindestens vor Mitte Mai das Schloß verlassen könne. Sie hatte schon im Anfang April in mehrere Zeitungen die Anzeige einrücken lassen, daß eine junge gebildete Dame aus guter Familie ein Unterkommen als Gesellschafterin bei einer älteren Dame suche; adressiren möge man sich an Frau Förster Schönfeld zu Barsfeld im Kreise —. Sie hatte die Anzeige nur in auswärtige, in ihrer Heimath nicht gelesene Zeitungen einrücken lassen, um, wenn ihr Anerbietungen gemacht würden, mit ihrem Namen und Verhältnissen unerkannt bleiben zu können. Nicht das Freifräulein Beatrix von Barsfeld sollte als Gesellschafterin dienen, sondern nur Beatrix Lange, die Tochter eines verstorbenen Beamten aus dem Hannoverschen. Die alte Margarethe und Mamsell Anna waren in den Plan eingeweihet.

Der Mensch, zumal wenn er in Noth ist, macht in einer Stunde tausendmal mehr Pläne, als auch das längste Leben ihm verwirklichen kann. Keine einzige Dame meldete sich bei der Försterin, um eine Gesellschafterin zu verlangen. Das Postkärrchen kam täglich lustig blasend durch Barsfeld, und bei dem Blasen schlug jedesmal hoffend und doch so zagend das Herz des Fräuleins; aber kein Brief an Frau Schönfeld war eingetroffen. Die Anzeigen in den öffentlichen Blättern wurden erneuert. Es blieb vergebens. Der Mai war gekommen. Die Mitte des Mai rückte heran. —

Es war an einem schönen Nachmittage in diesem schönen Monate. Fräulein Beatrix saß einsam in ihrer Stube mit Zeichnen beschäftigt. Sie zeichnete das Eingangsthor zu dem Schloßhofe mit dem stolzen adlichen Wappen darauf; sie zeichnete daneben den Kirchthurm des Dorfes, wie er bescheiden aus niedrigem Gebüsch hervorblickte. Sie hatte lange emsig gearbeitet, ohne von der Zeichnung aufzublicken, als nach der Skizze, die sie weiter ausführte. Gleichwohl hatte sich in ihrem Gesichte manchmal gezeigt, daß sie auch noch mit Anderem beschäftigt sei, als blos mit dem Mechanismus des Abzeichnens. Ihr Auge nahm zuweilen einen etwas melancholischen Ausdruck an,

worauf dann sogleich die Lippen sich mit einer gewissen spöttischen, herausfordernden Keckheit aufwarfen. Es schien, als wenn ihre Augen hätten sagen wollen: Du schönes, stolzes, altes Wappen, seit länger als einem Halbtausend von Jahren das stolze Zeugniß der Reinheit, des Alters, des Glanzes, des Ansehens, des Adels einer edlen Familie, du sollst jetzt vernichtet, zerbrochen werden, wie ein Schild, das der Henker zerbrach und mit Füßen zertrat, wenn sein Ritter ehrlos geworden war. Oder — o, noch größere Schmach — die plebejischen Hände besudeln dich gar dadurch, daß sie dich zu ihrer Zierde machen! — Dann aber forderten trotzig die aufgeworfenen Lippen heraus: Aber nimm es nur, Herr Emanuel Meier von Barsfeld; dein Blut wird dadurch dennoch um keinen Tropfen edler, reiner; du bleibst dennoch der Krämer, der Comptoirschemel, der — Herr Meier! Ja, was du bist und was du bleibst, und wie du gar heißest, das paßt ja Alles so vortrefflich zu deinen Thaten! Kaum vier und zwanzig Jahre alt, und schon ein so gemeiner Geldmensch, um des Geldes willen, einer Kleinigkeit willen für dich, eine arme Frau ihres Mannes, hülflose Kinder ihres Vaters, den Vater seiner Freiheit, seines Lebens zu berauben. O du recht gemeiner, schäbiger, personificirter Pfennig. Ja,

nimm nur unser schönes, stolzes, adliches Wappen, lasse es dir eingraben in deine Juwelenringe und in deine Fabriken; laß es dir einzeichnen in deine strohgelben Handschuhe, mit denen du auf deinen, am Schreibtisch und am Zählbrett platt und plump gewordenen Händen renommirst, und auf deine Hochöfen und deine Eisenstäbe; laß aber auch daneben einzeichnen und eingraben deinen Schreibtisch, dein Zählbrett, den Pfennig, den du vorstellst, und vor Allem und oben auf, anstatt des Ritterhelms, den Helm der Branntweinbrennerei, und statt der stolzen Reiherfeder darüber, den armen Inspector im Kerker und seine jammernde Wittwe und verhungernden Waisen. Dann wird Jeder den modernen Ritter in seinem ganzen, vollen Adel zu erkennen vermögen.

Sie hatte den Griffel weggeworfen. Sie hatte die Zeichnung zurückgeschoben. Ihre Gedanken mußten sich mit etwas Anderem beschäftigen. Ihr Blick fiel auf die übrigen Zeichnungen, die auf dem Tische umherlagen. Er vertiefte, er verlor sich in diese. Je mehr er sich in sie vertiefte und verlor, desto trüber wurde er. Die sämmtlichen Zeichnungen stellten das Schloß Barsfeld, besondere Theile desselben, und dessen Umgebungen dar, ihr Vaterhaus und alle ihre Lieblingsplätze in dessen Nähe. Haus und Plätze sollte sie

jetzt verlassen; für immer verlassen; sie mußte sogar hoffen, sie nie wieder zu sehen. Die schmerzliche Freude, in den Zeichnungen ein Andenken an sie mitzunehmen, hatte sie sich nicht versagen können.

Sie schob auch die Zeichnungen zurück. Sie ging an das Bücherbrett; sie zog ein Buch hervor. Sie schlug es mechanisch auf. Es waren Gedichte von Heine; sie hatte die Muttergottes von Kevelaer getroffen. Sie schob auch das Buch wieder zurück.

Nein, rief sie heftig, ich will nicht sterben. Das Unglück soll mich nicht schwindsüchtig machen. Ich will ihm trotzen; ich will es überwinden; ich will leben.

Sie ging an das alte, ineinandergebrochene Clavier. Sie schlug auf dem Instrumente aus dem vorigen Jahrhundert eine lustige, moderne Polka an. Aber wie manche Saite war zerrissen, und die nicht gerissen waren, schnarrten und schrillten, wie auf den Dächern alte Windfahnen im Novembersturme; wie holperten und kreischten da die hüpfenden und springenden Töne des leichten Tanzes.

Das zerreißt ja das Ohr! rief sie unwillig.

Sie spielte die Reverie von Rosellen.

Aber das zerreißt das Herz! rief sie unmuthiger.

Sie blieb träumend an dem Instrumente sitzen,

und während sie träumte, hatten ihre Finger unwillkürlich die Töne eines Chorals gefunden und über ihre Lippen schwebten unwillkürlich die frommen Worte des Textes:

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten,
In allem Kreuz und Traurigkeit.
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Die Töne schwebten leise klagend und doch so trostesreich von den alten Saiten, von den frischen Lippen. Das alte Holz knarrte nicht; die Saiten schrillten nicht; die fehlenden Töne des Instruments ersetzte die Melodie der reinen, sanften Stimme.

Sie sang weiter:

Was helfen uns die schweren Sorgen?
Was hilft uns unser weh und ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.

Man halte nur ein wenig stille,
Und sei doch in sich selbst vergnügt —

Mit einem dröhnenden Sprunge zerriß eine Saite. Alle Saiten, die noch da waren, zitterten laut nach;

der Resonanzboden klapperte; das ganze alte Instrument seufzte und jammerte.

Auch das nicht mehr! rief das Fräulein.

Sie sprang auf. Sie ging mit hastigen Schritten in der Stube umher. Ihr Auge blickte finster, grollend. Die Schritte wurden langsamer; der Blick milder, stiller. In die Augen traten Thränen.

Draußen ertönten die lustigen Töne eines Posthorns.

Sie sprang an das Fenster.

Das tägliche Postkärrchen mit der Briefpost fuhr unter dem Fenster vorbei, nach dem Dorfe zu, in welchem der Krug zugleich die Postablage bildete.

O, rief das Fräulein, wenn da Nachricht käme, eine recht freundliche Nachricht! O, nur ein milder, nur ein erträglicher Dienst bei den fremden Leuten.

Sie blieb still träumend an dem Fenster stehen, den Kopf an die Scheiben gedrückt.

Nach einer Weile bewegte sie sich wieder. Ihre Augen glänzten feucht.

Die gute, treue Anna, sagte sie. Da eilt sie schon zu der Post, um nicht auf den trägen Briefburschen warten zu müssen, um sogleich mir die Nachricht bringen zu können, wenn ein Brief angekommen ist.

Sie wurde selbst erwartungsvoll, ungeduldig, unruhig. Sie hatte den Kopf nicht mehr sinnend an die Scheiben gelegt; aber das Auge schien weit jenseits der Scheiben durch Gebüsch und durch Mauern dringen zu wollen, um die zurückkehrende Anna zu entdecken.

Hinter ihr öffnete sich langsam und leise die Stubenthür. Eine alte, sehr alte und sehr dürre Frau trat ein. Aber das hohe Alter hatte ihr weder die Gestalt krümmen, noch den Blick auch nur verschleiern können. Sie trat mit einer bekümmerten, fast ängstlichen Miene ein.

Das Fräulein hatte sich nach ihr umgewandt.

Was bringst Du, Margarethe? Es ist nichts Gutes.

Nein, liebes Fräulein, es ist nichts Gutes, sagte die Alte. Und es thut mir leid, daß ich Ihnen die Nachricht bringen muß.

So gib sie desto schneller. Es wird mir und dir um so eher leicht.

Leicht? Ich weiß nicht, wo mir seit einer Viertelstunde vor schweren Sorgen der Kopf steht.

Dann sind es Sorgen für mich, gute Alte. Komm Du nur dreist damit heraus. Du weißt, ich habe so Vieles zu tragen gelernt in der letzten Zeit. Ich werde Dir auch diese Sorge abnehmen

können. Sage rund und ohne weitere Vorrede heraus, was du hast.

Der neue Gutsherr kommt heute, Fräulein.

Das Fräulein verfärbte sich doch bei den paar Worten. Sie wurde sehr blaß. Sie zitterte; sie mußte sich an die Fensterbrüstung lehnen, an der sie stand.

Das ist Deine Nachricht?

Ja.

Heute? Heute noch?

Zu heute Abend.

Ist Deine Nachricht sicher? Ganz zuverlässig?

Ganz sicher. Das ganze Dorf ist schon in Aufruhr, um den neuen Herrn zu empfangen.

Und wann ist die Nachricht gekommen?

Heute über Mittag.

Erzähle mir.

Was wollen Sie nun machen, Fräulein? Was soll ich machen?

Du, alte, brave Margarethe? Du wirst jetzt mit Gott wieder bessere Tage erleben; die Leiden und Entbehrungen, die Du so lange mit mir getragen, die Du Dir um meinetwillen auferlegt hast, werden endlich aufhören. Sie müssen kontraktlich Dir einen sorgenfreien Aufenthalt mit allen Bequemlichkeiten für

Dein Alter hier gewähren. Es wird hier eine große, reiche Wirthschaft eingerichtet werden; man wird ein vornehmes Haus machen; man wird darin mit Dir Staat machen; Du sollest es bei dem reichen Kaufmann besser haben, als bei dem armen Edelmann. Ach, sie würden ja auch mir vielleicht das Beste von ihrem Tische und aus ihrer Küche geben, wenn ich hier bliebe.

Die Augen des Fräuleins waren trocken, desto näßer waren die großen Augenhöhlen der alten Frau geworden.

Fräulein, zerbrechen Sie mir nicht das Herz.

Ei, Alte, nur Reverien, nur Träume, dumme Träume, zerreißen und zerbrechen Einem das Herz. Und zum Träumen bist Du zu alt.

Sprechen Sie nicht so, Fräulein Beatrix. Lassen Sie uns von Ihnen sprechen! Was soll es jetzt mit Ihnen werden? Wir hatten den Menschen in den ersten acht Wochen noch nicht erwartet. Und nun kommt er schon heute. Und Sie haben hundertmal gesagt, daß er Sie hier im Schlosse nicht treffen dürfe. Und Sie haben Recht; er darf das nicht.

Erzähle mir, Alte, was Du von ihm gehört hast.

Sollen wir nicht überlegen, Fräulein?

Erzähle. Unterdeß überlegt sich's desto besser.

Die Alte erzählte.

Um Mittag kamen drei große Wagen mit fremden Leuten an das Schloß gefahren; sie hielten an der Rückseite, dort am anderen Flügel; sie waren hoch bepackt mit allerlei Hausrath für Herrschaft und Bedienung. Das wurde abgeladen und durch die Hinterpforte in das Schloß geschafft. Bei den fremden Leuten war der Sohn des alten Verwalters, der ihnen half und sie zurechtwies. Ich wollte den Burschen nicht fragen; er ist immer so grob — Sie wissen, Fräulein —

Ich weiß, gute Alte. Seitdem sein Vater meinen armen Vater genug betrogen, und so sich selbst reich gemacht hat, glauben sie, uns nur noch als hochmüthiges adliches Bettelvolk betrachten zu müssen.

So sind die Leute, Fräulein.

Nicht Alle; Du, die brave Anna. — Aber fahre fort.

Ich konnte mir wohl denken, was es war. Aber ich mußte Gewißheit haben. Ich ging in das Dorf. Da war schon Alles auf den Beinen. Der neue Gutsherr kommt, riefen sich die Leute von Haus zu Haus zu. Heute Abend wird er eintreffen. Die Wagen mit Sachen sind schon vorausgekommen; das Schloß soll noch heute eingerichtet werden; heute Nacht

will er schon darin schlafen. Ein Aufseher sei mit den Wagen angekommen und zu dem alten Verwalter gegangen und habe diesen um Hülfe bei der Einrichtung gebeten. Der Alte lief auch wie toll im Dorfe umher. Alle Leute rief er an. Man müsse den neuen Herrn empfangen; das ganze Dorf, in Feierkleidern; das sei ein alter Brauch auf Barsfeld. Die Herrschaft sei immer so empfangen, selbst wenn sie nur zum Besuch gekommen sei. Und von der früheren adlichen Herrschaft habe man nicht einmal etwas gehabt; sie sei nur arm gewesen und habe nur von dem Schweiße und Blute des armen Bauern gelebt; dieser neue Herr aber sei reich, und bringe mehr Gold mit in das Dorf, als jemals seit aller Menschen Gedenken Silber darin gewesen sei. Aber ich will Ihnen nicht weiter sagen, Fräulein, was der Mensch den Leuten vorschwatzte. Das Herz that mir weh genug; ich will es Ihnen nicht auch schwer machen. Er lief zu dem Pfarrer und bestellte das Läuten der Glocken. Dem Schulmeister befahl er, mit allen Schulkindern zum Abend auf den Schloßhof zu kommen; sie sollten singen. Von dem Amtmann ließ er die Böller abholen. Alle Bauern mußten ihre Sonntagskleider herausnehmen. Sie gehorchten ihm Alle. Ach Fräulein, das Geld, das Geld!

Ja, das Geld, das Geld! wiederholte seufzend das Fräulein.

Sie hatte die Alte nur noch mit halber Aufmerksamkeit angehört. Sie saß träumend, nachdenkend da. Einen Entschluß hatte sie noch nicht gefaßt.

Also heute Abend schon! Es ist gewiß!

Heute Abend. Was machen wir nun, Fräulein?

Das Fräulein erhob sich auf einmal rasch. Das erblaßte Gesicht gewann wieder Röthe. Aus den stolz blickenden Augen, aus den fest sich zusammendrückenden Lippen leuchtete ein Entschluß hervor, den sie im Augenblicke gefaßt hatte.

Ich verlasse das Schloß, sagte sie entschieden.

Heute noch!

Auf der Stelle.

Wohin? Wohin, armes Fräulein?

Für heute Nacht wird Anna mir und meinem Bette da — es ist mein Eigenthum — einen Platz in ihrem Kämmerchen geben. Morgen —

Morgen? Ach Fräulein, morgen und alle die anderen Tage?

Ich habe noch zehn Thaler. Damit komme ich bis Hamburg. Zieht Herr Meier in mein armes Schloß ein, ziehe ich in seine reiche Stadt ein.

Und in Hamburg?

Kennt mich kein Mensch, werde ich Schneiderin, Putzmacherin, Dienstmagd, wie es sich trifft.

Die alten Augenhöhlen der Frau Margarethe, die bis heute Jahre lang vertrocknet gewesen sein mochten, füllten sich wieder mit Thränen. Sie weinte still.

Was weinst Du, Alte? Hast Du nicht auch dienen müssen?

Sie und ich! rief die Frau.

Um wie viel bist Du denn schlechter als ich?

Die Stubenthür öffnete sich wieder; langsamer und leiser als vorhin bei dem Eintreten der Alten. Ein hübsches junges Mädchen trat herein; eilig und doch den Schritt anhaltend; den Mund zum Sprechen geöffnet, die Rede doch auf den Lippen zurückdrängend. Aus ihren jugendlichen, sanften Augen stürzten sofort die hellen Thränen hervor, als sie des Fräuleins ansichtig wurde. Sie mußte an der Thür ihren Schritt anhalten; sie mußte das Wort auf den Lippen zurückhalten; sie konnte nicht anders.

Das Fräulein ging ihr entgegen.

Und was bringst Du, meine liebe Anna?

Es ist wieder kein Brief gekommen, schluchzte das hübsche Mädchen.

Und darum weinst Du? Du bringst mir die

Antwort schon seit sechs Wochen täglich, und du hast noch ein Mal dabei geweint.

Aber heute —. Ach, liebes, armes Fräulein. Aber ich sehe, Sie wissen schon Alles. Auch die alte Margareth muß weinen.

Fräulein Beatrix war ein deutsches Freifräulein mit etwas Sentimentalität; sie hatte daher oft, im Guten wie selbst im Bösen, das junge Mädchen gebeten, sie nicht Fräulein und nicht Sie zu nennen, was zum Beispiel eine französische Vicomtesse und eine englische Lady in ihrem Leben nicht gethan hätten. Aber die sanfte Anna war eine deutsche bürgerliche Unterförsterstochter, deren Vater noch zudem im Dienste des Vaters ihrer freiherrlichen Freundin gewesen war; sie konnte sich nur dazu entschließen, ihrem Respecte die Schranke zu setzen, daß sie die Beiwörter gnädig und unterthänig fortließ. Ob eine Französin oder Engländerin in gleicher Lage mehr oder weniger gethan hätte, wissen wir nicht.

Ja, ich weiß Alles, sagte das Fräulein. Der neue Gutsherr kommt.

Heute schon!

Heute.

Und im Dorfe —

Wollen sie ihn feierlich empfangen. Das ganze

Dorf wird sich versammeln. Die Glocken werden läuten; der Pfarrer wird eine Rede halten; die Schulkinder werden singen. Mein seliger Großvater, der stolze General, hatte es so anbefohlen, wie er als neuer Herr einzog. Als mein Vater mit seiner jungen Frau zum ersten Male hierherkam, hatten die Leute es freiwillig gethan. Meine Mutter war so schön, so gut und so unglücklich.

O, Fräulein, rief lauter weinend, die sanfte Anna. Auch Sie sind so schön, so gut und so unglücklich!

Hast Du in Deinem Herzen noch Platz für Schmeicheleien?

Die sanfte Anna erröthete. Sie erröthete noch mehr, als sie die Lippen wieder öffnete, um dem Fräulein etwas zu sagen, und doch wieder nicht sprechen konnte. Es schien etwas recht Schweres zu sein, was sie noch auf dem Herzen hatte.

Das Fräulein kam ihr zuvor.

Anna, ich hätte eine recht große Bitte an dich.

Befehlen Sie, sprechen Sie, Fräulein.

Nähmst Du mich für heute Nacht in Deinem Stübchen auf? Nur für heute Nacht. —

Großer Gott, rief die Unterförsterstochter laut, so recht laut, wie der heftigste Schmerz aufschreien muß, wenn die Brust nicht zerspringen soll. Fräulein,

das nennen Sie eine große Bitte. Mein Stübchen ist schon längst für Sie fertig. Wie lange habe ich schon an diesen Tag gedacht. Sie bleiben bei mir; ich bediene Sie, ich arbeite für Sie; ich bin ja rüstiger als die alte Margareth. Ich tröste Sie —

Halt ein, Anna, meine theure, theure Freundin.

Stolz, Trotz, Bitterkeit, was Alles mochte bisher von den Augen des Freifräuleins Beatrix von Barsfeld die Thränen zurückgedrängt haben. Der Schmerz, die Liebe des jungen Mädchens riefen sie hervor.

Sie schloß das Mädchen in ihre Arme. Sie weinten zusammen. Die alte Frau weinte mit ihnen.

2.

Die gnädige Frau.

Während auf der Rückseite des Schlosses Barsfeld der neue, für die allererste, nothdürftige Einrichtung des neuen Gutsherrn bestimmte Hausrath von den drei großen Wagen abgeladen und durch kräftige, derbe Fuhr- und Arbeitsleute in das Schloß geschafft wurde, waren auf der anderen Seite des Schlosses schwache, zarte Frauenhände beschäftigt, die geringen Habseligkeiten des Fräuleins Beatrix durch ein Seitenpförtchen hinauszuschaffen und in die benachbarte Försterei zu tragen. Dieser Habseligkeiten waren sehr wenige; ein Bett, nicht einmal die Bettstelle; eine Mappe mit Zeichnungen; ein sehr kleiner Reisekoffer mit Wäsche und Kleidungsstücken; ein großer Haufen Bücher. Alles Andere, was im Schlosse wie in der Stube des Fräuleins sich befand, gehörte nicht ihr,

sondern zum Schlosse. Auch das alte zerbrochene Clavier. Das Wenige war bald zusammengepackt; das Fräulein griff nicht minder zu, wie die sanfte, aber flinke Anna, und die alte, aber noch rüstige Margarethe. Das Bette war in einen großen Packen zusammengebracht. Die Bücher waren in einen Korb gelegt; oben auf die Mappe mit den Zeichnungen. Das Bett nahm die Förstерstochter allein auf den Kopf; den Koffer trug sie gemeinschaftlich mit dem Fräulein; den Korb mit den Büchern und Zeichnungen trug, an der anderen Hand, das Fräulein gemeinschaftlich mit der alten Frau.

So verließ das Freifräulein Beatrix von Barsfeld das Schloß ihrer Väter, das sechshundertjährige Besitzthum ihrer alten Familie.

Und ihr Herz fühlte sich leicht und frei, als sie es so verlassen hatte, als sie den letzten Schritt über die Schwelle des Hauses gesetzt hatte, ohne von dem neuen Besitzer gesehen zu werden.

Anna hatte für mehr, als blos eine Aufnahme, sie hatte auch für eine freundliche Aufnahme ihrer Freundin gesorgt. Die geizige Försterin empfing das Fräulein mit einer, für den Augenblick wenigstens, ungeheuchelten Freundlichkeit.

Die Försterei war klein. Anna mußte ihre Stube

mit dem Fräulein theilen. Das Fräulein bestand auch darauf. Sie richteten sich in dem engen Stübchen ein; die alte Margarethe half.

Die zwei Betten wurden neben einander gestellt.

Wir schlafen Hand in Hand ein, meine Anna! sagte das Fräulein.

Und wenn wir des Morgens erwachen, Fräulein —

Dann sagst Du endlich zu mir: meine liebe Beatrix, wie liebe ich dich!

Das werde ich nicht können, Fräulein.

Mich nicht lieben?

O, immer! Aber das Andere nicht.

Ich werde Dich nicht eher aus dem Bette lassen.

Auf ihrem Tische breitete Anna die Zeichnungen des Fräuleins aus. Auf einer großen, alten Commode wurden, in Ermangelung eines Bücherbretts, in drei langen Reihen die Bücher aufgestellt.

Nun fehlte nur noch Ihr Clavier, Fräulein. Aber es ist zu alt; es läßt sich nicht einmal bis hierher transportiren, ohne in Stücken auseinander zu fallen.

Ja, es ist sehr alt, und war mir so lieb. — Aber was hätte es hier sollen, für den einen Abend —

Sprechen Sie nicht wieder davon, Fräulein. Sie

bleiben hier, bis — Sie wissen wohl — bis der Brief kommt.

Ich reise morgen ab.

Liebe, liebe — Liebes Fräulein —

Du wolltest liebe Beatrix sagen.

Das Mädchen schwieg erröthend.

Wenn Du es sagst, dann —

Dann bleiben Sie?

Bis übermorgen.

Länger, länger.

Du willst also?

Ich werde es morgen früh versuchen, wenn wir aufwachen.

Das Fräulein schloß sie wieder in ihre Arme; sie küßten sich; sie weinten.

Aber bald lachten sie wieder.

Wie schön ist mein Stübchen jetzt!

Wie lieb und heimlich wird es mir bei Dir sein!

Und die alte Margarethe wird vergessen, sagte traurig die alte Margarethe.

Du kommst alle Tage zu uns, alte Margarethe.

Und erzählst uns von dem neuen Herrn und dem neuen Glanze in dem alten Schlosse.

Das Fräulein sagte dies. Aber sie strafte sich sofort selbst dafür.

Bin ich nicht eine häßliche, hochmüthige Thörin, ein Herz voll Gift und Galle. Aber das soll die letzte Bitterkeit gewesen sein. Nein, Alte, Du sollst uns nicht von ihm erzählen. Wir wollen nicht ärgerlich, nicht neidisch, nicht mißgünstig sein. Wir wollen in diesem freundlichen Stübchen nur fröhlich sein.

Sie waren schon fröhlich. In der Jugend vergißt der leichtere Sinn leicht. Und wo ein starkes Herz, das in jedem Alter leicht trägt, sich mit dem leichteren Sinn der Jugend verbindet, da grenzen auch Leid und Freude dicht an einander und sie haben ein Recht dazu.

Wie schnell tritt oft nur wieder in die Freude, die dem Leid folgte, zerstörend ein neues Leid hinein!

In das Stübchen zu den drei Frauen, die so verschieden an Charakter, an Interesse, an Lebensstellung und an Lebensrichtung waren, und deren Herzen doch in diesem Augenblicke nur in Einer stillen Freude, der glücklichen, liebevollen Vereinigung zusammenschlugen, trat die alte Försterin, die Mutter Anna's.

Draußen steht eine Dame, um sich nach der Gesellschafterin zu erkundigen, die hier zu erfragen sei.

Da war mit Einem Male das stille Glück zerrissen, in dem die drei Herzen, nur so kurze

Zeit, so wenige Minuten, zusammengeschlagen hatten.

Schon? rief Anna, die seit sechs Wochen täglich zur Post gelaufen war, um endlich der Freundin, der Herrin, die ersehnte Nachricht, die jetzt eintraf, überbringen zu können.

Das Fräulein bekam einen tiefen Stich ins Herz. Man sah es an ihrem plötzlichen, zitternden Erblassen, an einem augenblicklichen, fast todesähnlichen Erlöschen ihrer Augen. Ihr Herz sollte heute noch von so manchem tiefen, schmerzlich schneidenden Stich getroffen werden. Aber wir sahen schon, daß dieses Herz stark, und von Schmerzen so leicht nicht zusammenzubrechen war.

Einen Augenblick berieth sie mit sich. Dann richtete sie sich auf.

Lassen Sie die Dame hereinkommen, Frau Schönfeld.

Das Freifräulein hatte sich nicht überwinden können, der Dame, in der sie ihre künftige Herrin vermuthen mußte, entgegenzugehen.

Die Frau wollte gehen.

Das Fräulein hielt sie zurück. Sie hatte sich nach der ersten Ueberraschung auf etwas besonnen.

Die Dame kannte meinen Namen nicht?

Nein.

Sie haben ihn ihr auch nicht genannt?

Gott behüte.

Ist sie allein?

Ganz allein.

Wie kam sie denn?

Zu Fuße.

Das ist sonderbar. Ganz allein! Zu Fuße! Fremd! Wie hat sie sich hierhergefunden?

Sie sprach nicht davon. Sie sagte nur, sie sei gekommen, sich nach der Gesellschafterin zu erkundigen, die nach den Ankündigungen in der Zeitung hier zu erfragen sei. Ich antwortete ihr, die junge Dame sei hier, ich wolle gleich zu ihr gehen.

Lassen Sie die Dame eintreten.

Die Frau ging.

Die alte Frau Margarethe nahete sich dem Fräulein.

Gott stehe Ihnen bei, liebes, gutes Fräulein, in dieser schweren Stunde Ihres Lebens. Auf den Abend komme ich wieder zu Ihnen.

Du willst mich verlassen, Margarethe?

Ich kann nicht hier bleiben. Ich kann es nicht ansehen, wie meine Herrin sich verdingt.

Auch sie ging. Sie ging weinend, die gute, alte

Frau. Hätte ihre „Herrin“ einen Dienst als Gesellschafterin an einem Hofe gefunden, um in die Irrgänge der Intrigue, der Heuchelei und so manches Andere des Hoflebens zu gerathen, die gute Alte würde vor Freude gejauchzt haben.

Die beiden jungen Mädchen waren allein.

Anna nahm die Hand des Fräuleins und sah ihr bittend in das Auge.

Muß es sein, Fräulein? Muß es sein, meine liebe — o Gott, jetzt kann ich, jetzt muß ich es sagen, meine liebe, meine herzensliebe Beatrix?

Es muß sein, mein Mädchen, meine beste Freundin. Wie sollte es anders sein können? Weine nicht. Mache mich nicht schwach. Das Unvermeidliche muß man stark tragen.

Die fremde Dame trat ein.

O Gott, riefen in Einem und demselben Augenblicke die Herzen der beiden Mädchen, das die künftige Herrin?

Es war eine kleine, etwas corpulente „Dame“, die eintrat, etwa dreißig oder einige dreißig Jahre alt, mit rothen Backen, rothen frischen Lippen, lebhaften Augen. Sie war nicht häßlich, sie war aber

auch nicht schön. Vielleicht war sie früher vor der Periode ihrer gegenwärtigen Corpulenz hübsch, sogar recht hübsch gewesen. Jetzt verhinderte jedenfalls, sie auch nur angenehm zu finden, ein sehr selbstzufriedenes Aufwerfen ihrer Lippen und ein lauernder, ein mißgünstig lauernder Blick ihrer Augen. Einen edlen Charakter konnte diese Dame nicht haben; einen gemeinen mußte man bei ihrem Anblicke befürchten. Auf diesen ließ sogar ihre Kleidung schließen. Sie trug ein röthlich braunes Seidenkleid, einen hellgelben Shawl, einen Strohhut mit sehr vielen und sehr bunten Blumen von innen wie von außen; ein dunkelbrauner Schleier hing lang zurück. Das Alles sah so prätentieus aus und saß ihr doch so sonderbar. Es paßte nicht zu einander, es paßte nicht zu der Dame. Sie sah darin aus, wie eine ordinaire Bürgerfrau, die eine gnädige Frau machen will.

Sie warf etwas vornehm, aber auch etwas ungeschickt vornehm den Kopf auf, als sie in das enge, einfache Stübchen trat und darin die beiden einfach gekleideten Mädchen erblickte, die in dem ersten Momente nur neugierig und dann plötzlich so enttäuscht ihr entgegensahen.

Ich soll hier die Mamsell finden, die sich hat als Gesellschafterin in die Zeitung setzen lassen.

Welch eine gemeine Sprache war das! Aussehen und Kleidung waren beinahe anständig dagegen. Sie wurde von einem suchenden Blick auf die beiden jungen Mädchen begleitet.

Die Mädchen erbebten.

Das Fräulein trat vor.

Ich suche eine Stelle als Gesellschafterin bei einer Dame.

Sie war etwas stolz vorgetreten, das Freifräulein. Die Dame wich vor der stolzen Haltung, vor dem vornehmen Gesichte unwillkürlich zurück. Aber fast in demselben Augenblicke sah man in ihrem Gesichte den Aerger über dieses Zurückweichen. Sie kniff die Lippen zusammen und schoß einen tückischen Blick auf das Fräulein.

Ihr Name, Mamsell?

Beatrix Lange.

Von hier?

Aus dem Hannoverschen. Ich halte mich hier bei meiner Freundin auf.

Wie alt?

Neunzehn Jahre.

Hm! Noch sehr jung. Haben Sie schon gedient?

Die Dame betonte dem vornehmen Gesichte gegenüber recht absichtlich das letzte Wort.

Nein! antwortete das Fräulein fest, ohne mit einem Zuge zu verrathen, was Alles in ihrem Inneren vorging.

Und was verstehen Sie, Mamsell?

Was würden Sie von einer Gesellschafterin fordern?

Nun, sie muß vorlesen können. Aber gut. Verstehen Sie das?

Ja, sagte das Fräulein, und sie konnte es dieser gemeinen Sprache gegenüber dreist sagen.

Und dann Französisch.

Ich spreche außerdem Englisch und Italienisch.

Kann nicht schaden. Ferner Musik.

Ich spiele das Fortepiano und ich singe.

Das wäre Alles gut. Aber wie sieht es mit dem Serviren aus? Mit dem Arrangiren des Tisches, wenn man Gesellschaft hat, zum Thee, zum Diner?

Ich hoffe, nicht ungeschickt zu sein.

Sie können mich doch jetzt gleich begleiten, Mamsell?

Beide Mädchen erblaßten.

Auf der Stelle?

Die gnädige Frau erwartet Sie. Sie ist gern schnell mit ihren Sachen im Reinen und kann nicht gut warten. Wenn Sie den Dienst bekommen sollten, so merken Sie sich das ja.

Wieder eine Enttäuschung. Die sanfte Anna wurde roth vor Zorn, daß sie durch die vornehme Rolle der Kammerjungfer, oder was die Person sonst war, sich hatte täuschen lassen. Dem Fräulein fiel ein Stein vom Herzen. Sie hatte für diese vornehme Gemeinheit nur ein mitleidiges Lächeln, und sie hatte zugleich Gewalt genug über sich, das Mitleid in ihrem Lächeln zu unterdrücken.

Die „Dame“ sah nur das Lächeln. Sie legte es als freundliches Zulächeln der künftigen Mitdienerin aus. Sie wurde zuthunlich.

Nun, kommen Sie nur gleich mit. Und das Uebrige überlassen Sie mir. Ich gelte viel bei der gnädigen Frau. Sie thut eigentlich nichts ohne mich. Ich werde die Sache schon machen. Und für ein gutes Salair stehe ich Ihnen. Ich sehe, Sie haben es nöthig.

Wie viele Stiche in das Herz des Fräuleins! Jenes Examen, diese Protection! Welche Herrin, die eine solche Gesandtin zu ihr schicken konnte, die nichts that ohne diese Person! Sie hatte in ihren Träumen, in ihren Plänen so oft alle Chancen ihrer künftigen Stellung, des Berufs, den sie gewählt hatte, den sie hatte wählen müssen, erwogen, bedacht, gebildet, ausgemalt. An diese Wirklichkeit hatte ihre Phantasie

nicht einmal herangestreift. Und doch, sie selbst mußte es sich sagen, war diese Wirklichkeit eine so gewöhnliche, eine so nahe liegende.

Setzen Sie sich einen Augenblick, sagte das Fräulein zu der Dame.

Sie gehen also mit mir?

In wenigen Minuten.

Sie mußte sich selbst niedersetzen. Sie mußte sich erholen, stärken. Sie war sehr angegriffen, und welchen angreifenden Gang hatte sie vor sich!

Schon nach einer Minute aber sprang sie auf. Ein anderer, unruhiger Gedanke hatte sie erfaßt.

Wo ist die — gnädige Frau?

Wir sind im Dorfe in dem Kruge abgestiegen. Es ist sehr schlecht dort. Wir bleiben aber nur bis heute Abend.

Das Fräulein dachte nicht daran, daß sie also doch noch heute scheiden müsse. Sie ward noch mehr von jenem anderen Gedanken erfaßt. Sie sollte zu der Fremden in das Dorf, in den Krug gehen, wo jedes Kind sie kannte.

Sie schwankte, sie kämpfte. Aber sie ergab sich auch darin, mit dem Stolze des festen Entschlusses, der zu jedem Opfer bereit ist, das für einen Gedanken, für die Ehre gebracht werden muß. Und

die Ehre forderte nun einmal von dem Fräulein, zu dienen.

Sie ging, ihren Hut und ihr Tuch zu nehmen, um die „Dame“ zu begleiten.

Allein ihre Freundin kam ihr zuvor.

Weiß man im Dorfe von Ihrem Gange hierher? fragte sie die Fremde.

Von meinem Gange wohl, aber nicht, was ich hier wollte.

Anna flüsterte dem Fräulein ein paar Worte ins Ohr; dann hing sie ihr ihren eigenen Shawl um, setzte ihr ihren eigenen Hut auf, und zog ihr den grünen Schleier tief über das Gesicht.

So, meine Beatrix, und nun gebe Gott Dir zwei Engel mit auf Deinen schweren Weg.

Wer die Försterstochter kannte, konnte sie vielleicht nicht in dem Fräulein vermuthen. Das Fräulein wenigstens war aber nicht zu erkennen.

Fräulein Beatrix entfernte sich mit der kleinen, dicken Dame.

Die Dame wurde unterwegs sehr gesprächig gegen ihre baldige Mitdienerin.

Sie haben sich ja gar noch nicht einmal nach Ihrer künftigen Herrschaft erkundigt, Mamsell. Ja, ja, noch so jung! Der erste Ausflug in die Welt!

Ich kann mir das denken; da sieht man vor lauter Bäumen den Wald nicht. Sie haben auch schon lange warten müssen, ehe Sie eine Stelle fanden. Das hat Sie denn heute überrascht. Aber Sie werden es gut haben. Halten Sie sich nur an mich. Wir Beide müssen zusammenhalten; dann können wir thun und haben, was wir wollen. Ich bin die Kammerjungfer der gnädigen Frau; aber, ich sagte es Ihnen schon, ich gelte etwas bei ihr. Sie setzt ihr ganzes Vertrauen in mich. Sie kann es auch. Und sie muß es auch, die arme Frau. Geld und Gut hat sie genug. Sie ist steinreich; sie weiß selbst nicht, wie reich. Aber die Kinder, die Kinder! Mamsell, die können Einem Sorgen machen! Auch den reichen Leuten. Und dann hat sie nicht die festeste Gesundheit, sie leidet oft an den Nerven; dann ist zuweilen schlecht auszukommen mit ihr.

Wie heißt die gnädige Frau? fragte das Fräulein.

Madame Schröder. Madame Schröder aus Hamburg; eigentlich aus Blankenese. Dort wohnen wir aber auch nur selten. Im Sommer sind wir fast immer auf Reisen, und im Winter halten wir uns in den großen Städten auf. Für die nächste Zeit werden wir uns — aber Sie werden es ja morgen schon erfahren; vielleicht schon heute Abend. Es ist ein kleines

Geheimniß dabei, das bis heute Abend gewahrt sein muß.

Das Fräulein hatte — absichtlich, wer will es ihr verdenken? — ihre Begleiterin einen Umweg geführt, so daß sie weder das Schloß, noch das Dorf berührten und durch einen hinter dem Kruge liegenden Garten in den Krug gelangten. Sie waren Niemandem begegnet. Auch in dem Kruge hatte Niemand ihre Ankunft bemerkt.

Die Kammerjungfer geleitete das Fräulein eine Treppe hinauf. In einem schmalen Gange oben ließ sie sie warten.

Ich muß der gnädigen Frau erst Bericht abstatten. Ich werde Sie dann hereinrufen. Aber vorher noch Eins. Vergessen Sie ja nicht, immer gnädige Frau zu ihr zu sagen. Es wäre sonst Alles vorbei. Und dann noch Eins. Sie werden bei der gnädigen Frau eine junge Dame finden. Seien Sie sehr höflich gegen sie. Sie ist eine Freundin der gnädigen Frau und gilt viel bei ihr. Sie ist zwar jetzt nur zum Besuch bei ihr. Aber sie kann näher mit ihr verbunden werden. Die gnädige Frau hat Söhne — Sie verstehen. —

Das Fräulein mußte lange warten. Die Kammerjungfer hatte entweder einen sehr weitläufigen Bericht

zu erstatten, oder sie war in ihrer Berichterstattung sehr weitläufig.

Das Freifräulein Beatrix von Barsfeld mußte warten in dem engen, dunklen Gange eines Dorfkruges, in dem sie nicht einmal einen Schemel zum Sitzen, zum Ausruhen von der Ermüdung des Wartens fand. Sie mußte warten vor der Thüre einer Bürgerlichen, auf das Ende des langweiligen Geschwätzes einer aufgeblasenen Kammerjungfer. Sie mußte warten, um durch die Protection dieser Kammerjungfer bei jener Bürgerlichen einen Lohndienst zu erhalten. Sie mußte so lange und bange auf die Entscheidung ihres Schicksals warten. Es war eine peinliche, eine bittere Viertelstunde, die das Fräulein in solcher Lage auf dem Gange zubringen mußte.

Aber ihr Herz zog neue Kraft und neuen Muth aus der Peinlichkeit und Bitterkeit dieser Viertelstunde. Der bloße Stolz drückt, auch der schönste, der edelste. Auch unter jenem schönen Stolze des festen Entschlusses, für die Ehre Alles zu opfern, hatte das Fräulein einen Druck empfunden, unter dem ihr Herz litt. Es war das begreiflich. Sie hatte den Entschluß ihres Opfers gewaltsam erringen müssen, und zwar gewaltsam unter fortwährenden Stichen und Schlägen, die so rasch auf einander gefolgt waren, daß sie zu einem ruhigen,

besonnenen Nachdenken nicht hatte gelangen können; sie hatte nur das Eine klar, mehr gefühlt als erkannt, daß sie den festen Entschluß des Opfers fassen müsse. In der langsam dahin schleichenden Viertelstunde vor der Thüre der Entscheidung über ihr Schicksal erkannte sie mehr.

Was ist denn am Ende Adel und Rang? sagte sie zu sich selber. Was ist ihnen gegenüber Geld und Reichthum? Sie sind alle nichts, weder einzeln für sich, noch sämmtlich vereinigt. Auch wer sie alle hat, den ältesten, reinsten Adel, den höchsten Rang, den Reichthum von Millionen, und mit ihnen alle die anderen äußeren Güter des Lebens; er hat nichts, er ist nichts, er kann nichts, wenn er nicht das Eine Gut hat, das Glück des Lebens. Und was ist dieses Glück des Lebens? Es ist allein die Zufriedenheit, die innere Zufriedenheit des Herzens mit uns selbst, mit unserem Innern und mit der äußeren Lage, die das Schicksal uns angewiesen hat. Und diese Zufriedenheit erreicht und befestigt der Mensch nur, wenn er auf alle jene äußeren Güter des Lebens gar keinen Werth legt, wenn er nur einzig die inneren Güter schätzt, die Tugend, die Ehre. Dann kennt er auch kein Opfer und keinen Stolz mehr, und auch nicht mehr den Stolz eines Opfers. Dann kennt er nur, wenn er

die inneren Güter der Tugend, der inneren Ehre selbst hat, Glück und Zufriedenheit, oder, wenn er sie nicht hat, die vollkommene innere Vernichtung.

Und ich habe die innere Ehre, schloß das Fräulein ihre Betrachtung. Mein Herz ist rein; ich habe immer meine Pflicht gethan. Ich habe Niemanden gekränkt. Nur noch Eins hatte ich bis jetzt mir vorzuwerfen, meinen Stolz, meinen Hochmuth auf meine Geburt, meinen Stand. Fort mit ihm, und ich bin glücklich, zufrieden.

Wir wollen nicht für die Wahrheit und Unerschütterlichkeit des so von dem Fräulein aufgebauten philosophischen Systems einstehen. Aber welches, von denen der Weisen Griechenlands an, und in noch früherer Zeit aufgerichtete System der, gleichviel ob speculativen oder praktischen, Philosophie hat auf unbedingte, allein gültige Wahrheit Anspruch machen, oder aber auch für unbedingt, für gänzlich unwahr erklärt werden können? Und was, wenigstens für die Schöpfer aller philosophischen Systeme, die Hauptsache ist, welcher derselben ist nicht mit seinem Systeme, mochte wiederum seine Philosophie eine speculative oder eine praktische sein, wenn er nur selbst daran glaubte, zufrieden gewesen? Freilich auch nur, solange er daran glaubte.

Das Fräulein wartete zuletzt nur noch mit fast heiterer Stirn auf die verhängnißvolle Eröffnung der Thür.

Die Thür öffnete sich.

Sie können hereinkommen, Mamsell, sagte die Kammerjungfer.

Das Fräulein trat in die Stube.

Es hatte in früheren Jahren eine frequentere Straße durch das Dorf geführt. Aus jener Zeit rührte noch eine bessere Einrichtung des Kruges her. Die Stube war hell und geräumig.

An einem offenen Fenster, bis an welches ein Kirschbaum des Gartens seine dicht mit weißen Blüthen bedeckten Zweige hinanreichte, saßen zwei Damen, eine ältere und eine jüngere. In einem reichen und weichen Fauteuil, das offenbar nicht in den Krug gehörte, sondern von der reichen „gnädigen Frau" auf Reisen mitgeführt wurde, hatte sich die ältere Dame ausgestreckt, der man es aber auf den ersten Blick ansah, daß sie noch nicht alt sein wollte. Sie lag dort mehr als sie saß, bequem, nachlässig. Eine schwere, seidene braune Robe floß malerisch von ihrem zarten Leibe, aber nur bis an die feinen Knöchel, um diese und einen eben so kleinen, als schmalen Fuß in ihrer vollen Schönheit sehen zu lassen. Wie das seidene Kleid

von dem Leibe, so flossen lange seidene blonde Locken von dem Kopfe herunter, malerisch das wirklich fein geschnittene und fein geäderte, etwas blasse Gesicht einfassend, und auf einem schneeweißen Nacken, unter einem, diesen halb verhüllenden weichen Cashemir-shawl sich verlierend. Die Dame hätte in der That noch für schön gelten können, wiewohl nicht für so schön, wie sie wahrscheinlich gelten wollte, wenn nicht ein paar schon etwas ergraute Runzeln auf der weißen Stirn und zwischen den feinen blauen Aederchen, und die etwas röthlich schimmernde Nasenspitze um so unangenehmer gestört hätten, je mehr sie sich fast unmittelbar in der Nähe des sehr schmachtenden Blickes der großen blauen Augen befanden.

Ihr gegenüber, eigentlich zu ihren Füßen, saß die jüngere Dame. Sie saß gleichfalls auf einem Möbelstück, das nicht in den Krug gehörte, sondern von den Damen mitgebracht war, auf einem allerliebsten bunten Tabouret. Sie saß dort gleichfalls bequem und nachlässig. Sie hatte die Füße zusammengezogen, so daß die Kniee eine erhöhete Stellung bekamen. Auf diese hatte sie die Ellbogen, in die Hände hatte sie das Kinn gestützt. So saß sie mit vorgebogenem Körper und vorgebogenem Kopfe. Sie hatte so zugleich eine sehr kindliche Stellung. Und in Wahrheit,

wie die ältliche Dame keine ältliche, so wollte diese jüngere noch jünger sein, als sie war. Sie konnte ihre sieben- bis achtundzwanzig Jahre zählen; das zeigten eine gewisse Fülle ihrer Formen und eine gewisse derbe Röthe ihres Gesichts, so wie einige, allerdings erst sehr fein eingeschnittene Striche, die fächerartig von den äußeren Winkeln ihrer Augen ausliefen. Dagegen umringelten ein Schwarm krauser brauner Locken so jugendlich keck das runde Köpfchen, und die frischen Lippen waren so unschuldig herausfordernd aufgeworfen, und das Grübchen im Kinn blickte so unbefangen neugierig zwischen den rosigen Fingern hervor, und die großen, schwarzen Augen sahen so naiv und kindlich bittend zu der älteren Dame hinauf, als wenn das Alles mit Einer Stimme laut rufen wollte: Sehet uns an, wir sind noch so jung, wir gehören einem so schönen und lieben und artigen und gewiß auch unschuldigen, so völlig kindlichen Kinde an. — Uebrigens war die junge Dame wirklich hübsch, fast mehr als hübsch.

So, Mamsell, sagte die protegirende Kammerjungfer zu dem Fräulein Beatrix von Barsfeld. Stellen Sie sich hier neben den Sessel der gnädigen Frau. So, hierher, mehr nach vorn, daß die gnädige Frau Sie bequem besehen kann. Aber etwas

mehr auf die Seite, daß Sie das gnädige Fräulein nicht geniren.

Fräulein Beatrix stellte sich halb neben, halb vor den Sessel, wie ihr von der Kammerjungfer befohlen wurde. Ihre heitere Stirn umwölkte sich nicht.

Die gnädige Frau im Sessel hatte in ihrer nachlässigen Lage sich noch nicht gerührt; ihre Augen hatten nicht die leiseste Bewegung gemacht, um nach der Eintretenden sich umzublicken. Sie machte auch jetzt kaum eine halbe Seitenbewegung.

Desto angelegentlicher wurde die künftige Gesellschafterin von dem gnädigen Fräulein auf dem Tabouret betrachtet. Diese junge Dame nahm eine ihrer Hände unter dem runden Kinn fort, langte nach einer goldnen Lorgnette, die an einer seidenen Schnur auf ihrer Brust hing, fuhr damit zu den lebhaften, großen schwarzen Augen, besah Gesicht und Gestalt der Eingetretenen von unten bis oben, und sagte dann nachlässig, vertraulich, naiv:

Eine große Person, Tante!

Die gnädige Frau nickte ihr schweigend mit den Augen Zustimmung zu.

Fräulein Beatrix behielt ihre heitere Stirn.

Sie haben mir erlaubt, zu Ihnen zu kommen,

gnädige Frau, sagte sie mit sicherem, festem Tone ihrer schönen, ruhigen Stimme.

Der schmachtende Blick der Dame wurde stolz; sie brachte ihren Körper in eine nachlässigere Lage. In dieser sah sie das Fräulein an, lange, schweigend, ohne sich weiter zu bewegen. Sie schien Wohlgefallen an ihr zu finden. Das schöne Mädchen mit dem hohen Wuchse, der stolzen Haltung, dem vornehmen Ausdrucke ihres Gesichts gefiel ihr. Man glaubte auch zu sehen, warum es ihr gefiel. Eine solche Gesellschafterin schmeichelte dem Stolze, der Eitelkeit der reichen Bürgerfrau, war ein eben so glänzendes Stück in ihrem Hausrath, wie der reiche und weiche Sessel, der überall auf Reisen herumgeführt wurde. Hätte Madame Schröder gar gewußt, daß das junge Mädchen, die mit der Haltung und dem Anstande eines altadlichen Fräuleins vor ihr stand, wirklich von dem ältesten und reinsten Adel des weiland deutschen Reiches war! Welcher Prunk ließ sich mit einer so vornehmen Gesellschafterin machen!

Die Dame ließ sich zu einem vornehmen, gnädigen Kopfnicken gegen das Fräulein herab.

Beatrix Lange heißen Sie, Mamsell? fragte sie mit einer sanften, schmachtenden, beinahe klagenden Stimme.

So heiße ich.

Treten Sie ein wenig zurück; an das Fenster dort hinten.

Fräulein Beatrix trat an das bezeichnete Fenster an der anderen Seite der Stube.

Die beiden Damen in dem Fauteuil und auf dem Tabouret begannen ein Gespräch mit einander, in das auch die Kammerjungfer sich mischte. Keine von ihnen that sich den geringsten Zwang an, von dem Fräulein, die doch auf die Seite geschickt war, nicht gehört zu werden.

Hat sie Deinen Beifall, Leopoldinchen? fragte mit ihrer schmachtenden Stimme die gnädige Frau.

Sie hat kein übles Aussehen, liebes Tantchen. Nur —

Nur? Du hast etwas auszusetzen?

Auszusetzen nichts. Aber ich fürchte mich vor ihr.

Ich bitte Dich, Leopoldine.

Sie ist so groß, und wir Beiden sind so klein, erwiderte das kindliche Fräulein.

Die gnädige Frau lachte.

Was Du für Einfälle hast, Kind!

Aber sieh sie nur an, Tantchen.

Sie hat ein vornehmes Wesen; es ist wahr — das meintest Du doch?

Fräulein Leopoldinchen nickte.

Aber gerade das gefällt mir; die Gesellschafterin eines guten Hauses muß dergleichen haben; sie muß repräsentiren können, wenn die Frau vom Hause nicht bei der Hand ist.

Ei Tantchen, sagte etwas boshaft das kindliche Fräulein, trifft es sich dann aber nicht zuweilen, daß sie die Frau vom Hause repräsentirt, auch wenn diese da ist?

Man würde sie alsdann einfach wieder fortschicken, mein Kind, sagte die gnädige Frau lauter, wie geflissentlich, damit die Mamsell an dem anderen Fenster es hören solle.

Die Kammerjungfer nahm das Wort. Sie sprach doch etwas leiser, so daß Fräulein Beatrix erst aus der Antwort errathen konnte, was sie gesagt hatte.

Ach, gnädiges Fräulein, sagte sie, diese ist so pauvre, sie hat ein so kleines Kofferchen, daß sie sich wohl hüten wird, aus einem so schönen Dienste fortgejagt zu werden.

Der Bettelstolz ist der schlimmste Stolz, antwortete das kindliche Fräulein.

Weiter hättest Du also nichts auszusetzen, Poldchen? fragte die Tante.

Ich habe ja gar nichts auszusetzen, liebes Tantchen.

So versuche ich es mit ihr.

Aber doch noch eins, Tantchen, wenn ich einen Mann hätte, ich nähme sie nicht.

Diesmal sprach das Fräulein leiser, und zugleich nicht ohne einen lauernden Blick, der ihr sagen sollte, welchen Eindruck ihre Worte auf die Tante machten.

Die gnädige Frau wurde in der That einen Augenblick nachdenklich. Dann aber lachte sie und rief nach dem anderen Fenster hin: Mamsell!

Fräulein Beatrix nahete sich wieder. Ihr Gesicht war vollkommen so ruhig und heiter wie vorher.

Meine Kammerfrau, hob die gnädige Frau zu ihr an, hat mit mir über Sie gesprochen. Ich bin nicht abgeneigt, Sie in meine Dienste zu nehmen. Sie haben zwar noch nicht gedient, höre ich. Ich werde daher in der ersten Zeit Last mit Ihnen haben. Ich hoffe aber, Sie werden mir dankbar dafür sein.

Ich werde für Ihre Güte gegen mich stets dankbar sein, gnädige Frau.

Ich hoffe es, wie gesagt. Was die Dienste betrifft, die ich von Ihnen erwarte, so sind das die gewöhnlichen einer Gesellschafterin. Das Nähere wird Ihnen Friederike, meine Kammerfrau, mittheilen. An Salair gebe ich Ihnen, nebst völlig freier Station, wie sich dies von selbst versteht, jährlich

dreihundert Thaler Gold. Sind Sie damit zufrieden?

Die Summe übersteigt meine Erwartungen.

Dafür verlange ich aber auch, daß Sie stets sehr anständig gekleidet gehen, wie sich das für eine Gesellschafterin in meinem Hause paßt. Diese ärmliche Kleidung zum Beispiel, die Sie jetzt tragen — Ich werde Ihnen gleich morgen einen Vorschuß auf Ihr Salair geben, damit Sie sich besser equipiren können. Bis dahin — Sie können doch gleich bei mir eintreten?

Es steht meinerseits nichts im Wege.

Schon heute Abend?

Heute Abend schon? wiederholte unwillkürlich Fräulein Beatrix, die mit der sanften Anna so schön davon geträumt hatte, an der Seite der Freundin heute Abend einzuschlafen und morgen früh zu erwachen.

Ich wünschte es, sagte die gnädige Frau. Ich bleibe zwar —

Sie brach ab, halb geheimnißvoll, halb aber auch, als wenn sie es nicht der Mühe werth halte, der neuen Dienerin den Grund anzugeben, warum sie etwas wünsche. Sie fuhr indeß nach einer Pause fort:

Ich verlasse noch heute Abend diesen Krug, und möchte Sie sofort mit mir nehmen.

Ich bin auch schon heute Abend bereit, erwiderte Fräulein Beatrix, einen Seufzer, der sich aus ihrer Brust emporringen wollte, unterdrückend.

Ich werde Sie durch Friederike, oder meinen Kammerdiener abholen lassen. Gegen sieben Uhr. Halten Sie sich bereit.

Ich werde bereit sein.

Wir wären also fertig.

Die Dame nickte wieder vornehm und gnädig mit dem Kopfe. Die neu engagirte Gesellschafterin war entlassen.

Eine schwere Viertelstunde war vorüber. Fräulein Beatrix meinte, eine der schwersten, wenn nicht die schwerste ihres Lebens. Sie wollte und konnte dennoch ohne Bitterkeit scheiden. Es war ja auch jetzt wieder Alles nur so natürlich, nur so sich von selbst verstehend gewesen. Sie hatte, einer reichen und stolzen Dame gegenüber — und nur eine reiche Dame hält sich eine Gesellschafterin, und wie leicht macht der Reichthum stolz? — jedes Wort, jede Bewegung, jede Miene so und nicht anders erwarten können, erwarten müssen.

Sie wollte sich entfernen.

Ah, noch ein Wort, Mamsell, rief die schmachtende

Dame mit ihrer klagenden Stimme sie zurück. Ich vermeide in meiner Umgebung jeden leeren, besonders prätentiösen Prunk. Ich liebe das Solide, aber möglich Einfache. Der Name Beatrix, den Sie führen, kommt mir etwas — etwas zu phantastisch vor. Sie werden dafür bei mir den einfacheren Namen Sophie führen. Ich bin überdies an ihn gewöhnt. — Also bis heute Abend.

Das war ein schwerer Schlag für das arme Fräulein. Daran scheiterte beinahe ihre Philosophie, die sie vorhin in dem schmalen Gange sich so hübsch zusammengebaut hatte. Sie mußte schnell die Stube verlassen, um die Thränen nicht zu zeigen, mit denen ihre Augen sich füllten.

Auch dich soll ich verlieren, du lieber, theurer Name! Du süßeste Erinnerung an alle Freuden und Leiden meines Lebens! Meine Mutter hat mich mit dem Namen geherzt; er war das letzte Wort auf ihren sterbenden Lippen. Mein Vater gab mit ihm mir seinen letzten Segen. Soll ich denn nichts, gar nichts mehr von mir selbst behalten? — Aber es sei. Sophie Lange soll den festen, freudigen Muth, die Zufriedenheit des Fräuleins Beatrix von Barsfeld nicht verlieren.

Nur beinahe wäre ihre Philosophie gescheitert.

Die Gesellschafterin Sophie Lange kehrte mit stolzen Schritten und zufriedenem Herzen zu ihrer Freundin Anna zurück, um die Vorbereitungen zu ihrer Abreise zu treffen, die noch heute Abend, die in wenigen Stunden stattfinden sollte.

3.

Onkel und Neffe.

Schloß und Dorf Barsfeld lagen seitab von der großen Landstraße. Diese zog sich in einer Entfernung von etwa einer halben Meile an ihnen vorüber. Ziemlich auf dem nächsten Punkte nach Barsfeld hin befand sich an ihr ein großer Gasthof, der, da Städte zur Aufnahme von Reisenden sich nicht in der Nähe befanden, zu den belebtesten Gasthöfen an der belebten Straße gehörte. Er führte ein Kreuz in seinem Schilde, nannte sich Gasthof zum Kreuze, war aber in der Gegend allgemein unter dem Namen der Kreuzherberge bekannt, ein Zeugniß für sein Alter.

An dem nemlichen Tage, an welchem nach Barsfeld die Nachricht von dem Eintreffen des neuen Gutsherrn gelangt war, hielt des Nachmittags, schon etwas spät, vor der Kreuzherberge ein großer, be-

quemer Reisewagen, mit vier schönen, glänzend schwarzen Rappen bespannt. Ein Bedienter, der neben dem Kutscher auf dem Bocke saß, sprang herunter und öffnete den Schlag, und aus dem Wagen stiegen zuerst ein ältlicher kleiner Herr, und hinter ihm ein junger, hochgewachsener, hübscher Herr. Der kleine Herr war sehr nachlässig gekleidet; er trug einen alten langen Ueberrock, der noch mehr dem Winter, als dem schon aufgeknospten Sommer angehörte. Der junge Herr trug eine sorgfältig ausgewählte, für die wärmere Jahreszeit passende Reisekleidung. Man sah, der alte Herr war gewohnt oder affectirte, sein Aeußeres zu vernachlässigen; der junge Herr hielt etwas, vielleicht viel, auf sein Aeußeres.

Zwei, drei Kellner waren bei der Ankunft des Wagens aus dem Hause gestürzt, die Reisenden zu empfangen. Ein Hausknecht gesellte sich, Hülfe leistend, zu dem Kutscher.

Der ältere Herr wandte sich gleich nach dem Aussteigen zu dem jüngeren.

Geh Du mit den Burschen da — er zeigte auf die Kellner — und bestelle. Ich sehe mich derweil nach Wagen und Pferden um, ob nichts Schaden gelitten hat.

Mich dünkt, Onkel, erwiderte der Jüngere, das

könnten der Kutscher und der Bediente. Wofür sind sie denn da?

Das verstehst Du nicht. Sie dienen, stehen unten, sehen nur das Einzelne, also eigentlich nichts. Das Auge des Herrn muß über Alles wachen. Geh. Aber — er sprach das leiser — bestelle nicht gleich wieder vom Besten. Hörst Du?

Der junge Mann ging in das Haus. Die Kellner folgten ihm.

Der alte Herr besah mit einem schnellen Ueberblicke, dem aber keine Einzelheit zu entgehen schien, Wagen und Pferde. Er nahm keinen Schaden, keine Veranlassung zu einem Tadel gegen Kutscher oder Bedienten wahr. Er führte darauf den Hausknecht auf die Seite.

Hausknecht, jener Seitenweg da oben führt nach —?

Nach Barsfeld, Herr.

Ist heute schon Jemand den Weg gefahren?

Schon viele Leute, Herr. Sie sagten, der neue Gutsherr ziehe heute dort ein.

Auch schon eine herrschaftliche Equipage?

Vor drei Stunden. Brauner Wagen, zwei braune Pferde.

Ja, ja, sie lieben das Braune.

Es waren zwei Damen darin —

Zwei? Gott sei — Aber schon gut.

Und ein großer Sessel —

Schon gut. Der Wagen fuhr also nach Barsfeld?

Den Weg nach Barsfeld.

Gut. Sage Er meinen Leuten nichts davon. Noch Eins. In einer Stunde — sage Er aber auch davon den Leuten nichts — wird wieder ein Wagen hier ankommen, mit einer Frau und vier Kindern. Die Frau wird hier die Nacht bleiben wollen. Gebe Er ihr aber gleich, noch vor dem Aussteigen, dieses Billetchen, und sage Er ihr, der Herr, der es Ihm gegeben, lasse sie bitten, sogleich, nachdem sie mit den Kindern und die Pferde sich ausgeruhet hätten, weiter zu fahren. Hier hat Er ein Trinkgeld dafür. Besorge Er aber meinen Auftrag pünktlich, und denke Er nicht, wie sein Herr oder die Kellner, wenn ich mich an sie wendete, denken würden, wenn die Frau bleibt, so verdienen wir an ihr. Hört Er?

Ich werde Alles besorgen, Herr.

Ich verlasse mich auf Ihn. Ich komme künftig oft hierher. Ist Er ordentlich, so soll Er an mir verdienen.

Der alte Herr folgte dem jungen Herrn in den Gasthof.

Der Hausknecht besah das empfangene Trinkgeld, schien sehr zufrieden damit zu sein, und kehrte zu dem Kutscher zurück, dem er half, den Pferden Brod und Wasser zu geben. Der Kutscher spannte nicht aus.

Nach einer kleinen halben Stunde kamen die beiden Herren aus dem Gasthofe zurück. Die Pferde waren gefüttert und getränkt, und schon wieder angeschirrt. Auch der Kutscher und der Bediente hatten sich gelabt; Brod, Braten und Wein war ihnen zu dem Wagen hinausgeschickt. Der jüngere Herr zog ein sehr elegantes Cigarrenetui hervor, nahm eine Cigarre heraus, ließ sich von einem der begleitenden Kellner ein Zündhölzchen geben, zündete die Cigarre an, und stieg dann mit dem alten Herrn wieder in den Wagen. Der Wagen fuhr weiter, bog bald von der großen Chaussee ab und fuhr in den Seitenweg hinein, der nach Barsfeld führte.

Der ältere Herr begann hier ein Gespräch mit dem jüngeren.

Das ist wohl eine recht gute Cigarre, die Du da rauchst?

Es geht.

Was kostet das Stück?

Das Tausend zweihundert Thaler.

Donnerwetter, Mensch —

Was ist Ihnen, Onkel?

Wie viel Stück rauchst Du täglich?

Sechs bis zehn, wie sichs trifft.

Und Deine guten Freunde?

Dreißig, vierzig bis funfzig, wie sichs trifft.

Aber, Bursch —

Versteht sich, wenn sie bei mir sind.

Ei Bursch, wo Aas ist, versammeln sich die Raubvögel.

O, o, Onkel, meine Cigarren sind kein Aas; ich versichere Sie, sie sind sehr fein.

Hol sie der Teufel. Das Tausend zweihundert Thaler, das macht das Stück sechs Neugroschen. Täglich dreißig bis sechzig Stück, das macht den Tag sechs bis zwölf Thaler.

So wird es wohl sein.

Blos für Cigarren!

Soll ich vielleicht schlechtere rauchen? Das Stück zu drei Pfennigen, wie die Arbeiter in unseren Fabriken?

Alles mit Maß.

Oder soll ich die besseren für mich behalten, und meinen Freunden eine schlechtere Sorte vorsetzen?

Werde nicht naseweis. Höre, Emanuel, Du mußt jetzt ein anderer Mensch werden.

Warum? War ich vielleicht bis jetzt ein schlechter Mensch?

Du hast Dich auf Universitäten herumgetrieben.

Sie selbst wollten, daß ich studire. Sie waren mein Vormund.

Du hast Dich dann auf Reisen herumgetrieben.

Auch das auf Ihren Befehl

Du hast Dich um kein Geschäft bekümmert.

Sie arbeiteten für mich.

Du hast, so alt Du bist, nur Geld durchgebracht, noch keinen Groschen verdient.

Sie sparten und verdienten für mich.

Heute bist Du großjährig, Dein eigener Herr geworden —

Ah, und daraus folgt, daß ich nun sparen, geizen soll, leben wie ein Hund —

Daraus folgt —

Und arbeiten wie ein Pferd —

Unterbrich mich nicht, Bursch; wenn ich auch seit heute Dein Vormund nicht mehr bin, so bin ich doch Dein Onkel, Deines Vaters Bruder —

Und mein bester, vielleicht mein einziger Freund, der mehr für mich thut, als meine theuren Cigarren zu rauchen.

Herr Emanuel Meier sprach diese Worte mit

Wärme, indem er zugleich die Hand seines Onkels und bis heute gewesenen Vormundes, des kleinen Herrn Tobias Meier, lebhaft ergriff und drückte. Seine Wärme und Lebhaftigkeit stachen wohlthuend ab gegen das Pflegma und eine gewisse Leichtfertigkeit, die er bisher, wohl nur mehr mit Affectation, an den Tag gelegt hatte.

Der alte Herr schien gerührt zu werden.

Nun, nun, Emanuel, ich meinte es nicht böse. Ich weiß, daß Du mich lieb hast. Aber höre, ein anderer Mensch mußt Du doch werden. Du hast ein so hübsches Vermögen. Mehr als anderthalb Millionen betrug es schon, als Dein seliger Vater starb und ich die Vormundschaft über Dich übernahm. Ein halbes Milliönchen, vielleicht etwas mehr, habe ich für Dich hinzu verdient, ohne die Zinsen. Dieses Gut, zu dem wir jetzt fahren, mit seiner reichen Eisenausbeute, muß Dir in einigen Jahren ein neues halbes Milliönchen einbringen. Du bist ein gemachter Mann. Du mußt nun dafür sorgen, nicht nur, daß Du es bleibst, sondern auch, daß Du das, was Du hast, zugleich vermehrst. Und dazu gehört Sparsamkeit auf der einen, und Thätigkeit auf der anderen Seite. Ein paar so verzweifelt ordinäre und wohlfeile Dinge, und doch so schwer und so kostbar für den, der sie nicht hat. Du

mußt sie Dir jetzt anschaffen, Du hattest sie bisher nicht, Bursch.

Der alte Herr war nach und nach aus seiner Rührung, die während der Erwähnung der Milliönchen noch anhielt, in seinen etwas polternden, scheltenden Ton zurückgerathen.

Der junge Mann nahm dafür, vielleicht absichtlich, nach und nach seinen Ton des leichtsinnigen Pflegmas wieder auf.

Sie denken noch immer an die Cigarren, Onkel.

Zum Teufel, Bursch, ich denke auch an etwas Anderes. Diese nagelneuen, strohgelben Handschuhe zum Beispiel. Welcher vernünftige Mensch trägt im Reisewagen so helle Handschuhe, die jeden Augenblick Flecken bekommen müssen? Trage ich sie? Und dabei nagelneu!

Der junge Mann lachte.

Sie kosten nur zwei Thaler.

Was? Zwanzig Groschen ist zu viel für solch dummes Zeug. Das muß anders mit Dir werden.

Onkelchen, wie kann man sich über zwei Thaler ärgern, wenn man Millionen verdient hat?

Das verstehst Du nicht, Bursch. Wer das Kleine nicht ehrt, ist das Große nicht werth. Ein leichtsinnig verschwendeter Thaler macht das Loch, durch welches

Millionen verschwinden. Du mußt ein anderer Mensch werden. Ich lasse Dich sonst für einen Verschwender erklären, unter Curatel stellen —

Um der strohgelben Glacéhandschuhe willen?

Das Eine kommt zum Andern.

Aber Onkel, Sie haben ja bisher mir niemals Vorwürfe darüber gemacht, daß ich zuviel ausgegeben hätte.

Habe ich nicht? Das war ein Fehler von mir. Ich muß einmal den Anfang machen.

Heute, an dem Tage, da ich großjährig werde?

Gerade da. Bisher standest Du unter meiner Aufsicht. Heute bist Du Dein eigener Herr geworden. Jetzt beginnt die Gefahr für Dich —.

Ich dachte mir, daß es das war.

Und auch arbeiten mußt Du von jetzt an. Darum habe ich Dich zuerst hierher geführt.

Hierher, nach Barsfeld?

Ja, nach Barsfeld.

Hierher, um zu arbeiten? Hier wird ja bis jetzt nur gebaut und Erde gegraben. Soll ich dabei vielleicht einen Handlanger ersetzen, der täglich zehn Silbergroschen verdient? Etwa mit diesen Glacéhandschuhen Mauer- oder Ziegelsteine zutragen?

Du bist ein frecher Bursch, und eben so bornirt.

Ich werde Dich so vorher auf allen Deinen Besitzungen und Fabriken herumführen. Dann bringe ich Dich in Dein Comptoir nach Hamburg. Wenn Du jene Alle kennst, dann kannst Du hier arbeiten. Verstehst Du?

Das Verständniß wird ja wohl kommen.

Und wenn Du dann zeigst, daß Du etwas verstehst, daß Du sparen und arbeiten kannst, dann kannst Du auch, wie ein ordentlicher Mensch, an das Heirathen denken.

Der junge Mann lachte laut auf.

Was ist dabei Lächerliches? Das Heirathen ist eine sehr ernsthafte Sache.

Geschäftssache?

Auch das. Wo schon Millionen sind, müssen auch durch das Heirathen Millionen hinzukommen.

Und wenn sie nicht hinzukommen?

Höre Bursch, Du bist doch noch frei?

Und wenn ich es nicht wäre?

Himmeldonnerwetter, zwinge mich nicht, daß ich wahr mache, was ich Dir vorhin androhete. Wenn Du Dich in eine arme Person vernarrt hast, ich lasse Dich als einen Verschwender unter Curatel setzen.

Beruhigen Sie sich, Onkel, mein Herz ist noch vollkommen frei.

Das war Dir gerathen. Und damit Du nicht

für die Zukunft Gefahr läufst, so werde ich statt Deiner die Mühe übernehmen, mich nach einer ordentlichen Frau für Dich umzusehen.

Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar. Aber sollten Sie da nicht mit meiner Mutter in Collision gerathen, die sich gewiß das Recht nicht wird nehmen lassen —?

Der alte Herr wurde auf einmal ängstlich.

Höre Emanuel, das ist ein Punkt, über den laß Dich um Gotteswillen nicht mit Deiner Mutter ein. Ich habe noch keine Ehe gesehen, die gut ausgefallen wäre, wenn die Mutter für den Sohn liebte.

Lieben werde ich selbst, Onkel.

Dann hat sie Dir ihre Liebe octroyirt, und keine Octroyirung thut gut. Dabei ist Deine Mutter verdammt sentimental, und eine sentimentale Frau für Dich, Emanuel, die sie Dir aussuchen würde —, oder gar eine kindliche, eine von jenen Kindern, die, wenn ihnen die eigenen grauen Kinderlöckchen ausgegangen sind, ihre Perücken sich à l'enfant machen lassen — Himmeldonnerwetter, Emanuel —

Sie gerathen ja gewaltig in Eifer, Onkel. Was haben Sie?

Höre Emanuel, deine Mutter —. Aber —

Warum fahren Sie nicht fort?

Ich muß schweigen. Aber —

Sie müssen schweigen? Wer hat es Ihnen befohlen? Wer hat Ihnen etwas zu befehlen?

Schweig!

Auch ich? Aber Onkelchen, ich weiß schon genug. Fürchten Sie nichts.

Mensch, Du kennst Deine Mutter nicht. Sie ist so, so ganz verdammt zäh sentimental. Und dabei weiß sie so verteufelt zu überraschen —

Ah, Onkel, ich soll doch nicht noch, oder schon heute überrascht werden?

Habe ich Dir etwas davon gesagt?

Ich könnte ja, ich könnte nein darauf schwören.

Beschwöre Du nur nichts Anderes. Und denke daran, daß in Heirathsangelegenheiten für einen ehrlichen Kerl ein halbes Versprechen schon ein ganzer Schwur ist.

Wird meine Mutter mich heute überraschen? Es ist mein Geburts- und Volljährigkeitstag.

Der Herr Tobias Meier antwortete nicht. Er blickte zum Wagen hinaus, und sagte für sich: Das soll mich doch wundern! Er saß dann erwartungsvoll, bald nach Kutscher und Bedienten auf dem Bocke, bald seitab nach dem Wege schauend.

Nach einer halben Minute hielt der Wagen. Der Bediente sprang vom Bocke an den Schlag.

Wir sind da, Herr Meier!

Der gegen seinen Neffen sehr redselige Herr Tobias Meier, der schon bei den Kaufverhandlungen über das Gut Barsfeld sich den Ruf eines schweigsamen Mannes erworben hatte, schien auch gegen seine Bedienung sehr wortkarg zu sein. Er erwiderte dem Bedienten nichts, und machte ihm nur mit der Hand ein Zeichen, daß er den Wagenschlag öffnen solle.

Der Bediente öffnete. Herr Tobias Meier stieg aus.

Wäre es Dir auch gefällig, Emanuel?

Auszusteigen?

Soll ich etwa wie ein Narr neben dem fahrenden jungen Herrn hergehen?

Herr Emanuel Meier stieg gleichfalls aus.

Aber ich begreife Sie nicht, lieber Onkel, hier mitten auf grauer, dürrer Haide!

So, meinst Du? Conrad, fahre langsam weiter. Friedrich, bleib beim Wagen.

Kutscher und Bedienter thaten, wie Herr Tobias Meier befahl. Der alte Herr wandte sich vergnügt an seinen Neffen.

Prächtige Kerls. Passen gut auf. Mit solchen Leuten kann man etwas anfangen. Sorge vor Allem

für Ordnung Deiner Leute. Aber freilich, wenn man nicht selbst ordentlich ist —

Sagen Sie mir nur, Onkel, was wir hier mitten in der Haide sollen?

Was wir hier sollen? Zuerst sentimental werden!

Auch Sie?

Meinst Du, Deine Mutter hätte allein das Privilegium?

Auf dürrer Haide? Gott stehe mir bei, wenn meine Mutter das Compliment hörte!

Was verstehst Du davon? Sieh Dir einmal diese dürre Haide an.

Ordinäre dürre Haide!

Ordinär? Da hinter uns noch! Aber dort vor uns? — Und dann, siehst Du diesen Stein hier am Wege?

Wir stehen nahe genug bei ihm.

Besieh ihn Dir.

Es ist ein alter, verwitterter Sandstein, grau wie die Haide, in der er hier steht.

Besieh ihn genauer.

Es scheinen drei Kugeln und ein Kreuz eingehauen zu sein.

Richtig, das Wappen von Barsfeld. — Ja, Emanuel, wir stehen hier an der Grenze Deines

neuen Besitzthums. Ein Schritt voran, und Du betrittst es. Du bist auf Deinem Eigenthum, in Deiner Herrschaft, in einem der ältesten Rittersitze des nördlichen Deutschlands.

Und auf grauer, dürrer Haide.

Ja, Emanuel, auf grauer, dürrer Haide!

Sie sagen das so feierlich! Sie sind wahrhaftig sentimental geworden, Onkel!

Ja, Emanuel, laß Dich umarmen.

Der alte Herr war in der That wieder gerührt geworden. Er umarmte den Neffen, und fuhr beinahe unter Thränen fort:

Das Alles gehört Dir, was Du da vor Dir siehst. Diese große, unendliche Haide hier, die für Dich nicht grau und dürr ist, die Millionen an schönem, rothem Eisen für Dich enthält. Jene Bäume dort hinten, an denen freilich nicht viel gelegen ist. Hinter ihnen das adliche Schloß, das Du freilich ganz wirst müssen umbauen lassen, für schweres Geld, das aber doch das älteste adliche Schloß im Lande ist, und dessen alten und edlen Namen Du dem Deinigen beifügen kannst. Meier ist zwar ein hübscher Name, und mir ist nichts mehr zuwider, als adlicher Bettelstolz; darin halte ich es mit anderen Leuten, die — Doch das gehört nicht hierher. Aber gerade weil

dieser alte adliche Bettelstolz keine Bohne werth ist, muß ein neuer, auf solider Grundlage ruhender Stolz an seine Stelle treten. Denn nur die Lumpe sind bescheiden, darin hat der Göthe Recht, und da der Stolz sich durch etwas von den Lumpen unterscheiden muß, so finde ich es ganz in der Ordnung, wenn sich ein neuer reicher Adel bildet. Ich bin darum mit Deiner Mutter einverstanden, die in manchen Dingen eine ganz verständige Frau ist. Und so denke ich denn, die Freude zu erleben, Dich noch einmal als Freiherrn Meier von Barsfeld zu begrüßen. Sieh, Junge, und wenn ich dabei bedenke, daß ich, durch meinen gescheiten Einfall, Dich dazu gemacht habe —. Laß Dich noch einmal umarmen, Emanuel. Und nun komm; an meinem Arme betritt Deine neue Herrschaft.

Wer den alten, kleinen Herrn blos anhörte, hätte vollkommen irre an ihm werden müssen. War das, was er sprach, Rührung oder Spott? Wer ihn aber zugleich sah, schien nicht zweifelhaft sein zu können. In seinen Augen standen wirklich Thränen, und Thränen sind Wahrheit. Auch die Thränen der Eitelkeit. Und wer will es dem alten Kaufmann verdenken, daß er jene kleine Eitelkeit hatte? Wie mancher Kaufmann, Fabrikant, Bankier, der über Millionen ge-

bietet, verkauft seine Tochter auf ein altes, verschuldetes adliches Stammgut, freilich in einer Weise, daß dieses Geschäft ihm nichts einbringt, daß er im Gegentheile die reichsfreiherrlichen oder gräflichen Gnaden seiner Tochter mit seinem guten, schweren Golde bezahlen muß! Und wie manches reiche Kaufmannsfräulein verkauft sich selbst an den armen adlichen Lieutenant, um nur gnädige Frau genannt zu werden, freilich auch oft genug, um bald als gnädige Frau mit ihren Kindern verhungern oder in das bürgerliche Elternhaus Hülfe suchend zurückkehren zu müssen! Warum sollte Herr Tobias Meier nicht für seinen Neffen und bisherigen Mündel ähnliche zärtliche Wünsche hegen, deren Erfüllung zudem nichts kostete, als etwa tausend Thaler für ein einfaches Adels-, oder ein paar tausend für ein Freiherrndiplom? Nur ein vollständiger Narr hat keine schwache Seite.

Herr Tobias Meier und Herr Emanuel Meier schritten Arm in Arm an dem freiherrlichen Grenzsteine vorüber und betraten das Gebiet der Herrschaft Barsfeld. Noch einmal wurde hier Herr Tobias Meier gerührt.

Hier stehst Du auf Deinem neuen adlichen Eigenthum. Regt sich nichts in Deiner Brust?

Gar nichts, Onkel.

Im Grunde einerlei, sagte der alte Herr, dessen Rührungen nicht lange anhielten. Es wird Zeit, daß wir wieder an die Geschäfte denken. Ich werde Dich zuerst zu den neuen Fabrikanlagen führen. Du wirst staunen über den großartigen Bau.

Hätte es nicht Zeit damit bis morgen?

Sie bringen Dir das Geld hier ein.

Hoffentlich auch, wenn ich sie erst morgen besehe.

Zum Donnerwetter, Bursch, so wisse denn, es ist erst sechs Uhr, und vor sieben Uhr dürfen wir nicht am Schlosse sein.

Ah, also richtig eine Ueberraschung meiner Mutter!

Habe ich Dir das gesagt?

Diesmal kann ich nur ja schwören.

Meinetwegen, wenn ihr nur die Ueberraschung glückt, oder auch nicht glückt! — Wir gehen auf das Wäldchen dort zu. Hinter ihm, rechts, werden die Fabrikgebäude aufgeführt; links hinter ihm liegt das Schloß. Das Gebüsch trennt sie beide. Wir gehen zuerst incognito zu jenen, und fahren dann um sieben Uhr zum Schlosse, um Dich als neuen Gutsherrn feierlich empfangen und begrüßen und überraschen zu lassen.

So hat es meine Mutter angeordnet?

Ja, und noch Jemand.

Darf ich fragen: wer?

Laß Dich nur nicht zu viel überraschen.

Ah!

Sie gingen auf das Wäldchen zu, das Schloß und Fabrikanlagen trennte, und an dessen Saume die Försterei lag. Sie gingen schweigend. Der alte Herr war in die Haide vertieft; jede rothe Stelle in der harten Erdkruste, die ihm Eisenerz anzuzeigen schien, trieb ein freundliches Lächeln in sein Gesicht. Der neue Gutsherr warf unwillkürlich die Blicke nach links, ob sie nicht zwischen den Bäumen die Spitzen und Thürmchen des Schlosses entdecken könnten. Der Wagen fuhr in einiger Entfernung vor ihnen her.

Sie erreichten den Rand des kleinen Wäldchens. Der Wagen mußte in dem sich weit biegenden Fahrwege einen Umweg nehmen. Herr Tobias Meier, der schon hier gewesen war, hatte einen näheren Weg eingeschlagen. Sie gingen in diesem an dem Rande des Waldes entlang. Bei einer Biegung sahen sie etwa dreißig bis vierzig Schritte weit die kleine Försterei vor sich. Sie sahen sie in dem Momente, als sie im Begriff waren, hinter den Bäumen hervorzutreten.

Herr Emanuel Meier hielt plötzlich seine Schritte an. Er hielt auch den alten Herrn an, der weiter gehen wollte.

Einen Augenblick, Onkel. Wer wohnt in dem Häuschen?

Der gewesene Vormund konnte über Alles auf dem Gute Barsfeld Bescheid geben, nicht blos über die dürren Haiden, und was dazu gehörte.

Die Wittwe des verstorbenen Gutsförsters mit ihrer Tochter, antwortete er.

Mit einer, oder mit zwei Töchtern?

Sie hat nur Eine.

Onkel, gehen Sie nur voraus zu den Fabriken; ich folge Ihnen.

Ah, verdammter Bursch, rief Herr Tobias Meier, dessen Augen, mehr mit der Haide, als mit den Menschen beschäftigt, erst jetzt ebenfalls sahen, was die des jungen Herrn Emanuel Meier schon eine Weile gesehen hatten.

Zwei junge Mädchen waren aus der Försterei getreten; die Eine hoch und stolz gewachsen, die Andere kleiner, zarter gebaut, aber Beide schöne Gestalten. Sie hielten sich mit ihren Armen umschlungen. Die Kleinere weinte; die Größere schien sie zu trösten. Sie blieben eine Weile unter einem Fliederbaume an dem kleinen Hause stehen. Dann gingen sie, immer fest umschlungen, in das Gehölz hinein. Herr Tobias und Herr Emanuel Meier waren von ihnen nicht gesehen.

Der junge Mann machte Miene, ihnen nachzugehen.

Junge, bist Du verrückt? rief der alte Herr.

Wenn ich mir ein paar hübsche Mädchen ansehe?

Allmächtiger Gott, willst Du so als neuer Gutsherr hier anlangen? Hinter den ersten beiden Schürzen herlaufend, die du zu Gesichte bekommst? Mensch, was sollen die Leute von Dir denken? Der Pfarrer hier? Deine Beamten? Deine neuen Unterthanen?

Ah, Onkel, vielleicht, daß sie einen echten Freiherrn von Barsfeld wieder bekommen haben.

Bursch —

Gehen Sie nur, Onkel, ich bin bald wieder bei Ihnen.

Keinen Schritt gehe ich, und auch Du nicht.

Machen Sie keinen Skandal, Onkel. Sie kennen mich.

Das ist ein verdammter Satan! — Aber Emanuelchen, bedenke die Ueberraschung, Deine Mutter, Fräulein Leopoldine —

Also die ist wirklich mit da?

Ja, ja; sie wollen Dich ja überraschen. Darum bat ich Dich, auf Deiner Hut zu sein.

Der junge Mann sann einen Augenblick nach; dann fragte er:

Onkel, ist der Rittmeister von Sonnenstern auch da?

Wie kommst Du auf den?

Fragen Sie nicht so unschuldig und kindlich, wie meine schöne Cousine. Sie müssen ihn ebenfalls unterwegs in dem Städtchen gesehen haben, obwohl er sich zu verbergen suchte.

Nun ja, er wird auch wohl überraschen wollen.

Meine Mutter oder meine Cousine?

Vielleicht Beide.

Teufel, Onkel, Sie stecken doch nicht mit ihm unter Einer Decke?

Der alte Herr fuhr zornig auf.

Willst Du mich insultiren, Bursch!

Aber beinahe weich fuhr er fort:

Ach, Emanuel, das ist eine traurige Geschichte mit dem Rittmeister. Daß er arm ist, dafür kann er nichts. Daß er mehr Schulden, als Haare auf dem Kopfe hat, dafür kann er schon etwas. Aber daß er Deiner Mutter und der Million, die er mit ihr zu bekommen hofft, die Cour macht, und daß Deine Mutter wirklich noch im Stande ist, ihm ihre schöne Million an den Hals zu werfen, sieh Emanuel —

Auch dafür soll er können? Warum wirft meine Mutter sich und ihre schöne Million ihm an den Hals?

Ach, Emanuel, das ist es ja eben, was Einem das Herz brechen könnte, brechen muß.

Was wollen Sie, Onkel? Wollten Sie mich vorhin zum Freiherrn machen, wie wollen Sie ihr wehren, wenn sie sich zur Freifrau machen will?

Aber für Dich kostet es keine Million.

Es ist ja ihr Geld.

Der alte Herr fuhr wieder auf.

Dein Geld ist es, Junge. Sie stiehlt, sie raubt, sie verbringt es Dir. Man sollte sie für eine Verschwenderin erklären lassen! Wäre nur der verdammte Skandal nicht!

Am Ende beunruhigen Sie sich umsonst, Onkel. Noch ist meine schöne Cousine da.

Sie hat keine Million; nur lumpige hunderttausend Thaler. Was helfen ihm die? Damit wollen sie Dich abspeisen. Sie gefällt ihm wohl. Deine Mutter ist alt. Deine Mutter ist aber klug —.

Respekt vor meiner Mutter.

Ach, Emanuel, die Welt ist schlecht, nicht blos in dem vornehmen Adel. Ich habe sie Alle durchschaut. Deine Mutter, nimm es mir nicht übel, aber sie ist nun einmal vernarrt in den Menschen. Und die Leopoldine auch. Und er? Er möchte sie Beide gern, von der Einen freilich nur die Million. Und die

kann er am Ende nicht entbehren. Leopoldinchen muß dann Deine Millionen nehmen. Und ist das einmal in Ordnung, so wird Dein Stiefvater zugleich —

Teufel, Onkel, Sie haben eine lebhafte Phantasie. Nun, lassen Sie ihr weiter die Zügel schießen, während Sie zu den Fabriken gehen. Adieu, Onkel.

Junge, wohin willst Du?

Eine Promenade machen.

Du willst wahrhaftig den Schürzen nachlaufen?

Vielleicht. Wenn ich um sieben Uhr nicht wieder bei Ihnen bin, so warten Sie nicht. Fahren Sie dann nur ruhig zum Schlosse, und halten Sie statt meiner den feierlichen Einzug. Sie können sagen, ich sei Ihnen unterwegs abhanden gekommen.

Emanuel, Bursch, Junge, was hast Du vor?

Nichts. Ich will blos incognito in mein Besitzthum einziehen. Das ist ein unschuldiges Vergnügen; früher machten es sich sogar die Kron- und anderen Erbprinzen, wenn sie ihre Regierung antraten, freilich wohl meist nur in Lustspielen und Romanen. Adieu, Onkel.

Der junge Mann eilte in den Wald, der Richtung nach, welche die beiden jungen Mädchen eingeschlagen hatten.

Der alte Herr sah ihm eine Weile etwas verdutzt nach. Dann folgte er brummend dem Wagen, der gerade um eine Ecke des Gehölzes bog und zu den Fabrikgebäuden fuhr.

4.

Zwei junge Leute.

Fräulein Beatrix von Barsfeld und Anna Schönfeld waren schon eine Zeitlang in dem Gehölze verschwunden, als Herr Emanuel Meier ihnen nacheilte. Er fand dennoch ihre Spur bald wieder auf. Freilich erst an der entgegengesetzten Seite des Gehölzes, aber dieses war nur von geringem Umfange. Die beiden jungen Mädchen standen dort unter einer alten Buche. Der junge Mann sah sie schon von weitem. Sie hatten ihn auch jetzt nicht bemerkt. Er stellte sich hinter ein Gebüsch, so daß er sie beobachten konnte, ohne von ihnen gesehen zu werden. Er beobachtete sie, und nicht ohne lebhaftes Interesse. Welcher von den Beiden das Interesse besonders galt, oder ob dieses nur das allgemeine, objective Interesse des Schürzennachrennens war, was sein Onkel angedeutet

hatte — vielleicht geben die Worte Auskunft darüber, die er zu sich selber sprach:

Wer sie nur sein mögen! sagte er. Die Eine wohl unzweifelhaft die Försterstochter: sie kamen aus dem Hause, und die Frau hat eine Tochter, wie der Onkel sagte. Aber welche von ihnen, die Kleine oder die Große? Teufel, die Große ist schön. Die Kleine ist hübsch; sie geht an. Aber die Große! Das ist eine stolze, herrliche Figur! Und das Gesicht! Ich sehe nur, daß es blaß ist, und die Blässe sticht wunderbar ab gegen das volle, glänzend schwarze Haar! Wenn man nur näher hinkommen könnte, ohne gesehen zu werden. Ich will wetten, das ist ein eben so vornehm und fein geschnittenes Gesicht, wie die Figur; eine hohe Stirn, eine gebogene Nase, große Augen, schwarz und glänzend wie das Haar! Wer sie nur sein mag? Die Försterstochter? Ah bah! Das ist keine Försterstochter! Die Kleine wird so eine rothe Forstrose sein. Aber wer wäre sie denn? — Wie sie so ruhig, so vornehm, so gebieterisch da steht! Die Kleine weint noch immer. Sie tröstet sie; sie sucht sie aufzurichten. — Wenn sie doch die Försterstochter wäre, und die Kleine —! Alle Wetter, was fällt mir da ein! Ueber das Fräulein Barsfeld hatte der Onkel keine Nachricht. Er meinte, sie würde zu ihren

Verwandten gegangen sein. Wenn sie noch hier wäre! Wenn sie die Weinende dort wäre, in deren väterliches Besitzthum der Fremde heute einzieht! — Die Kleine! Und die Große, die sie tröstet, wäre die Försterstochter? — Still, sie trennen sich. Aber was ist das? Die Kleine will nicht von der Großen lassen! Und wie gebieterisch, wie entschieden weiset diese sie von sich! Und doch wieder wie sanft, wie liebevoll! Und die Kleine kehrt zurück! Die Andere geht weiter!

Anna Schönfeld kehrte in der That allein zu dem Hause ihrer Mutter zurück. Sie hatte sich weinend, die Hände ringend, von der Freundin getrennt. Weinend, die Hände ringend, setzte sie ihren Rückweg nach Hause fort.

O, das ist ein schwerer, das ist ein entsetzlicher Gang! rief sie aus. Und doch, und doch, es mußte so sein!

So kam sie dicht an dem jungen Manne vorbei, der, um nicht von ihr gesehen zu werden, in dem Gebüsche sich verborgen hatte.

Als sie vorüber war, trat Herr Emanuel Meier aus dem Gebüsche wieder hervor. Er sah ihr nach.

Ja, ja, recht hübsch ist sie! Und das Weinen läßt ihr gut. Aber das ist dennoch nur eine Forstrose. Wer nur die Andere sein mag!

Er ging der Forstrose nicht nach. Unwillkürlich lenkten sich seine Schritte nach der anderen Seite, wo die beiden jungen Mädchen Abschied von einander genommen hatten. Er kam auf der Stelle an. Sie war nahe am Ausgange der Holzung. Die stolze Unbekannte sah er nicht mehr. Aber seine spähenden Augen sahen etwas Anderes, wovon sie, wenigstens für einige Augenblicke, gefesselt wurden.

Unmittelbar längs dem Rande des Holzes dehnte sich ein großer, breiter, parkähnlicher Garten aus; unmittelbar an der anderen Seite des Gartens zeigte sich die Rückseite eines langen, hohen Schlosses.

Das Schloß Barsfeld mit seinem Parke. Das alte adliche Schloß, in das er heute als neuer, bürgerlicher Schloßherr einziehen sollte.

Er stutzte über den plötzlichen Anblick. Er warf prüfende Blicke auf Schloß und Park, auf das verfallene Schloß, auf den verwüsteten Park.

Das sieht allerdings traurig genug aus, sagte der reiche junge Kaufmannssohn. Man sieht, da hat es schon lange am Besten gefehlt. Nun, ich bringe es ja mit. Und es läßt sich etwas machen hier. Das Schloß ist großartig angelegt, und auch der Park. In einem oder zwei Jahren soll hier hoffentlich eine recht schöne Besitzung wieder hergestellt sein. — Aber wo sie nur geblieben ist?

Sein Auge spähete nach allen Seiten umher. Auf einmal sah er zwischen den wild wuchernden und zerrissenen Hecken des Parks das graue Kleid der Unbekannten, der er folgte.

Ah, da! — Ob ich ihr nachgehe? — Der Garten ist ja mein Eigenthum! Aber was will ich von ihr? — Ich muß doch wenigstens wissen, ob sie schön ist! Ob sie die stolze Stirn, die vornehme Nase, die glänzenden Augen hat! — Aber, wenn es das Fräulein wäre, das ich von hier vertreibe! Auf keinen Fall darf sie mich sehen. — Ich soll also hinter ihr her schleichen? Ich soll sie belauschen? Vielleicht in ihren heiligsten Gefühlen? Ihren Schmerzen? — Ach, das ist eine ärgerliche Geschichte! Aber ich will sie ja nur sehen. Vielleicht ist es auch eine Andere. Ich muß doch wissen, wer sie ist.

Er ging der Dame nach. Auch die äußere Hecke des Gartens war an mancher Stelle zerrissen. Durch eine Lücke gelangte er bald in den Garten. Er verfolgte die Richtung, in der er das Fräulein zwischen den Hecken gesehen hatte. Er ging leise, behutsam, seinem Vorsatze treu, daß auf keinen Fall die Unbekannte ihn sehen solle. Lange sah er auch sie nicht. Endlich sah er sie, am Ende einer Kastanienallee; sie verschwand dort gleich nachher in

einer Laube. Er schlich ihr auf einem Umwege nach.

Ich will sie ja nicht belauschen, sagte er. Aber ihr Gesicht muß ich doch sehen.

Indeß er sah ihr Gesicht nicht. Als er der Rückseite der Laube näher kam, trat die Dame aus dieser auf der anderen Seite wieder heraus, durchschritt quer die Kastanienallee, und entfernte sich in gerader Linie von ihm. Er ging ihr weiter nach. Vorher jedoch trat er in die Laube.

Was mag sie denn hier gemacht haben?

Er sah nichts in der Laube, was ihm auffallen konnte. In einer Ecke reichte ein Fliederbaum einen Zweig mit seiner schönen röthlichen Blüthe hinein. Gerade unter dem Zweige befand sich eine schmale Rasenbank. Auf der Rasenbank lag ein Büschel von den Blumen des Flieders. Der junge Mann achtete nicht darauf. Es fiel ihm kaum auf, daß im Gegensatze zu der sonst überall in dem Garten herrschenden Wildniß das Innere der Laube rein, sauber, glatt war. Daß das Fräulein Beatrix von Barsfeld früher bis zu dieser Laube den kranken Vater geführt, daß sie mit ihm auf der Rasenbank ausgeruhet, daß dort so mancher Seufzer des armen Mannes über sein verlorenes Leben, über das zertrümmerte Glück seiner

Familie, ihr das Herz mit schwerem Leide, die Augen mit Thränen gefüllt hatte; daß sie jetzt von dem Flieder, unter dem sie so oft gesessen, ein Blüthenbüschel abgepflückt, und die eine Hälfte zum Andenken mit sich genommen, und die andere Hälfte auf die Stelle gelegt, wo ihr Vater ausgeruhet und sein und ihr Unglück bejammert hatte; daß die Blüthen, die auf dem Rasen lagen, noch naß waren von den Thränen, unter denen sie sie gepflückt und hingelegt hatte; von dem Allem wußte der junge Mann nichts, und wie hätte er freilich auch nur eine Ahnung davon haben können?

Fräulein Beatrix hatte sich zu einer anderen Gegend des Gartens begeben. Hohe Fichten und Tannen erhoben sich dort, mit ihrem unvergänglich grünen, frischen Nadelschmucke. Einzelne Trauerweiden hatten ihre langen, tief herunter hängenden Zweige schon mit grünerem, frischerem Laubwerke bedeckt. Fichten, Tannen und Trauerweiden nahmen einen weiten, runden Raum ein. In der Mitte desselben umschlossen sie ein steinernes Gebäude, in der Form einer Kapelle von mäßigem Umfange. Auch unter diese Tannen und Weiden war die Verwüstung des Gartens nicht gedrungen. Die Bäume hatten sich, wie von selbst, lebend und gerade erhalten; der Boden,

in dem sie standen, war mit hellem, glattem, wie glatt abgeschorenem Moose bedeckt. Und eine tiefe, feierliche Stille herrschte in diesem Aufenthalte der Todten. In der Kapelle waren seit Jahrhunderten die Vorfahren des Fräuleins begraben. Auch ihr Vater und ihre Mutter ruheten dort.

Herr Emanuel Meier war seiner unbekannten Dame auch dahin gefolgt. Aber sie war ihm nun keine Unbekannte mehr, und er dachte nicht mehr daran, ihr Gesicht zu sehen, und ob sie schön sei, und ob sie stolz und aristokratisch geschnittene Züge habe.

Er hatte das Fräulein unter den Tannen und Trauerweiden verschwinden sehen. Er hatte keinen Laut gehört, als er selbst lautlos in den stillen Raum unter den Bäumen eintrat. Er sah in der Mitte der Bäume die Kapelle, hoch überragt von den hohen Tannen und Fichten; die langen, schmalen Fenster beschattet von den herabhängenden Zweigen der Thränenweiden.

Da hörte er einen Laut; es war ein leises, langgetragenes Schluchzen. Man hätte es für ein Weinen und Klagen der stillen Bäume an diesem Orte des Todes halten können. Aber es waren Töne des tiefen, innigen Schmerzes, die aus einer Menschenbrust kamen und mit dem leisen, säuselnden Klagen in den Aesten

und Zweigen und Blättern und Nadeln der Bäume sich vermischten.

Da sah der junge Mann auch die Unbekannte wieder, die ihm keine Unbekannte mehr war, die plötzlich seinem Herzen nicht einmal eine Fremde mehr war, deren Herz er an seinem Herzen glaubte schlagen zu hören, deren Schmerz er in seine Brust glaubte sich ergießen zu fühlen.

Sie lag vor der verschlossenen Pforte der Kapelle. Sie lag dort an der Erde, eine erhabene Trauergestalt in dem grauen Kleide, mit dem ernsten, bleichen Gesichte, den großen, weinenden Augen, den schmerzvoll gerungenen Händen.

Sie lag lange so, leise weinend und schluchzend.

Sie wurde stiller. Sie wurde ganz still. Ihre Augen trockneten sich. Sie rang die Hände nicht mehr. Sie faltete sie. Sie erhob sich, aber nur, um sich auf den Knieen wieder niederzulassen.

Sie betete. Sie betete lange, still, innig. Ihre ganze Seele war von der Erde abgewandt, dem Himmel entgegen, in dem ja auch die theuren abgeschiedenen Eltern waren. Wie reich, wie tief, wie innig, wie schmerzvoll und doch wie erhebend ist das Gebet eines Kindes, das von dem Sarge der Eltern Abschied nimmt, Abschied nehmen muß für immer! Wie vielen

Segen erfleht es von jenseits des Grabes, wie viele Gelübde sendet es nach jenseits hinüber!

Ihr Gebet war zu Ende. Sie stand auf.

Neben der Pforte der Kapelle war in der Mauer eine enge, dunkle Oeffnung. Sie stellte sich vor sie. Ihr Auge suchte in das Innere der Gruft zu dringen. Sie wollte noch einen Blick in die Behausung ihrer Lieben werfen, die sie Fremden überlassen mußte. Sie konnte das undurchdringliche Dunkel nicht durchdringen. Unter ihrem Busentuche hatte sie das halbe Blüthenbüschel verwahrt, das sie aus der Laube mitgenommen hatte. Sie theilte es noch einmal. Sie drückte die eine Hälfte an ihre Lippen, an ihre Augen; dann warf sie sie durch die Oeffnung in den dunklen Raum hinein. Es war das Einzige, womit sie die Särge der theuren Eltern schmücken konnte.

Mit schnellen Schritten verließ sie die Kapelle, den stillen Raum der Fichten und Trauerweiden. Sie ging in gerader Richtung auf das Schloß zu.

Der junge Mann folgte ihr. Es war ihm, als müsse er ihr jetzt folgen. Und er mußte ihr folgen. Nicht mehr der stolzen, hohen Gestalt, nicht dem schönen, edlen Gesichte, dessen Züge er jetzt vollkommen gesehen hatte, gesehen, daß sie sich tief in sein Herz einprägten. Aber der edlen Unglücklichen, der

schmerzensvollen Trauernden, deren Schmerz sich mit in sein Herz ergossen hatte, in seinem Herzen brannte.

Die junge Dame hielt einen Augenblick ihre Schritte an, als sie die Nähe des Schlosses erreicht hatte. Auf der einen Seite, auf seiner Rückseite, lag dieses in völliger Stille da, als wenn es noch so leer sei, wie es solange gewesen war. Ein desto regeres und lauteres Leben herrschte auf der anderen Seite, an dem großen Eingangsportale, auf dem Hofe, an dem Hofthore. Dort wurden die Anstalten zu dem feierlichen Empfange des so plötzlich angekündigten neuen Gutsherrn getroffen. Das Portal wurde mit Laub- und Blumenguirlanden umwunden, und mit Lampen zur Abendillumination umkränzt. Ueber dem Hofthore wurde ein grüner und bunter Ehrenbogen errichtet, aus dem oben das auf dem Thore befindliche adliche Wappen, allerdings mehr traurig als stolz, hervorblickte. Die schmutzigen und verfallenen Gebäude zu beiden Seiten des Hofes wurden mit Maien und jungen Fichten bedeckt, daß man ihren Schmutz und ihre Defecte nicht sehen konnte. Das Alles geschah mit eben so viel Eile als Geräusch. Der alte Herr Tobias Meier hatte, um das Schloß für den ersten Aufenthalt vorläufig nothdürftig einrichten zu lassen, einen gewandten Aufseher aus einer der Fabriken des

Hauses J. E. Meier aus Hamburg mitgeschickt. Dem Manne wollte Jeder der neuen Unterthanen seinen Eifer, seine Liebe, seine Anhänglichkeit an den neuen Herrn zeigen, den freilich noch Keiner von ihnen kannte. Am eifrigsten waren einerseits der frühere Rentmeister des Guts und der Schulze des Dorfes, und andererseits die Tochter des Rentmeisters und die Schwester des Pfarrers im Dorfe, beide ein paar schon stark im Verblühen begriffene Schönheiten. Wie Rentmeister und Schulz rivalisirten, so waren noch mehr eifersüchtig auf einander die beiden Schönen. Jede wollte es besser wissen, als die Andere; Jede wollte den Geschmack des neuen Herrn am besten kennen. Jede versicherte das dem Aufseher des Herrn Meier und fragte ihn zugleich um seinen Rath über die Sache. Sie überrannten und überschrieen einander bei dem Manne, daß er selber beinahe taub wurde.

Das ist ein abscheulicher Geschmack, Fräulein. Herr Aufseher, sagen Sie doch ja dem Herrn, daß das mein Geschmack nicht gewesen sei, daß das Fräulein hier es so angeordnet habe.

Ja, Herr Aufseher, sagen Sie das nur. Sagen Sie dem Herrn aber auch, welchen Geschmack dieses Fräulein gehabt habe.

Fräulein Beatrix hörte nur wildes, wüstes Ge-

räusch. Herr Emanuel Meier hörte auch solche Gemeinheiten, und sie schnitten ihm in das Herz; aber nur weil er meinte, sie müßten der unglücklichen Dame das Herz zerschneiden.

Die junge Dame setzte ihren Weg zum Schlosse fort. Durch ein kleines Seitenpförtchen, dicht an der Rückseite des Schlosses, trat sie in dieses hinein. Es war das nemliche Pförtchen, durch das sie vor einigen Stunden mit ihrer alten und ihrer jungen Freundin, und mit ihren wenigen Habseligkeiten das Haus ihrer Väter verlassen hatte. Sie wollte noch einmal Abschied von ihm nehmen, den letzten, still und ganz allein, mit ihrem vollen, ganzen Herzen; von dem Hause, wie von ihrem Lieblingsplatze im Garten, wie von der Gruft ihrer Eltern. Darum hatte sie Anna zurückgeschickt, die sie hatte begleiten wollen. Sie ahnte nicht, daß sie dennoch einen Zeugen ihres Abschieds hatte. Ihr Herz war ja darum doch allein.

Es war auch leer an jener Seite des Schlosses. Sie war unbemerkt durch das Pförtchen getreten. Nur ihr Verfolger hatte sie gesehen. Er folgte ihr. Auf ihren Fußstapfen betrat er zum ersten Male sein neues Eigenthum. Ihn hatte Niemand gesehen; auch die Dame nicht.

Das Fräulein stieg eine schmale Hintertreppe

hinauf, die von dem Pförtchen in die Höhe führte. Sie kam in einen langen Korridor. Der Korridor war leer. Die Leute, die das Schloß einrichteten, waren in dem gerade entgegengesetzten Flügel am arbeiten. Sie wandte sich zuerst zu einem Eckzimmer. Es war das Stübchen, in welchem sie die letzte Zeit über gewohnt hatte. Sie trat hinein. Sie durchschritt es. Ihr Fuß, ihr Auge ruhete auf jeder Stelle, die ihr hier in Leid und in Freud lieb geworden war. Dort hatte ihr Bett gestanden. Dort hatte sie gezeichnet. Das alte Clavier stand noch geöffnet da, mit seinen zersprungenen Saiten. Sie nahm Abschied von Allem. Sie verließ dann schnell das Stübchen, wie sie mit schnellen Schritten die Todtenkapelle im Parke verlassen hatte.

Der junge Mann hatte hinter ihr die Treppe erstiegen. Er wartete in einem Winkel des Ganges, bis sie aus dem Stübchen zurückkam.

Sie stand in dem Gange ein paar Sekunden still. Nahebei befand sich die Stube der alten Margarethe. Sie war unschlüssig, ob sie hingehen solle:

Nein, entschied sie halblaut. Warum der guten Alten noch einmal das Herz schwer machen?

Sie ging, an dem jungen Manne vorüber, tiefer in den Korridor hinein.

Herr Emanuel Meier schlüpfte in das Stübchen, aus dem sie getreten war. Er sah den engen, ärmlichen Raum, die leere Bettstelle, den leeren Tisch, das alte, zerbrochene Clavier. Auch der Besuch des Fräuleins in diesem Stübchen wurde ihm klar. An der Erde lagen einzelne Papierschnitzel. Er hob eins davon auf. Von einer feinen, aber klaren Frauenhand war darauf geschrieben: Deine Beatrix. Es war wohl ein Stück von einem zerrissenen Zettelchen, das nicht abgeschickt war. Der junge Mann steckte es in seinen Busen.

Er mußte selbst lachen, als er es hingesteckt hatte.

Bin ich nicht ein Narr? Ein sentimentaler Narr? Und so auf einmal? Was ist das denn?

Aber er beantwortete sich die Frage nicht. Er warf auch das Stückchen Papier nicht wieder von sich. Aber eilig verfolgte er wieder das Fräulein Beatrix von Barsfeld, die er aus ihrem elterlichen Hause vertrieben hatte.

Er sah sie noch eben am Ende des Korridors. Dort verschwand sie seinen Blicken. Er konnte nicht sehen, wohin. Er folgte ihr. Er erreichte die Gegend, wo er sie zuletzt gesehen hatte.

Er befand sich an einer leichten Biegung des Korridors. Zu beiden Seiten waren mehrere Thüren.

Die meisten waren, wenigstens dem Anscheine nach, verschlossen. Nur Eine war blos angelehnt. Es war eine hohe, breite Flügelthür, oben mit einem alten steinernen Gesimse, über welchem, gleichfalls in Stein, ein adliches Wappen eingehauen war, das Wappen der Familie Barsfeld, zwei Felder neben einander, in dem einen drei Kugeln, in dem anderen ein Kreuz. Das Wappen bezog sich auf eine noch aus den Kreuzzügen stammende Schildsage der alten Familie.

Von dem Fräulein sah der junge Mann keine Spur. Wo war sie geblieben? Es schien ihm nur Zweierlei möglich zu sein. Entweder war sie in den Raum gegangen, in den die angelehnte hohe Flügelthür führte, oder sie war der Windung des Korridors gefolgt und hatte diesen so verlassen. Das Letztere war ihm unwahrscheinlich. Die Stelle, an der er sich befand, war schon, wie man deutlich aus dem Geräusch der Arbeiter entnahm, ganz in der Nähe desjenigen Theils des Schlosses, der für ihn in Stand gesetzt wurde. Von jener Biegung aus führte der Korridor unmittelbar zu diesen Arbeiten hin. Es war nicht anzunehmen, daß das Fräulein sich dahin begeben habe. Sie mußte also durch die Flügelthür gegangen sein. Wohin führte diese? Was machte die Dame drüben? Mußte sie durch die Thür zurückkehren? Das

fragte sich der junge Mann. Aber er fragte sich auch sofort weiter: Und was ginge es dich an? Was willst du denn von ihr? Was wolltest du ihr nur sagen, wenn sie dir plötzlich begegnete?

Er gab sich auch auf diese Fragen keine Antwort. Er legte sein Ohr an die Thür, um zu lauschen. Er hörte nichts. Er mußte sehen. Er schob leise die Thür zurück, nur wenig, kaum zwei Zoll weit. Er sah nichts; er sah nur in einen weiten, alten, leeren Raum, vielleicht einen ehemaligen Familiensaal. Er schob die Thür ein paar Zoll weiter. Er sah an der Wand des alten Saales ein paar alte Bilder, Portraits, wie es schien. Er schob noch weiter. Er konnte den Kopf in die Thür stecken.

Da sah er das Fräulein. Sie stand in der Mitte vor der breiten, hohen Mauer, die voll mit alten Bildern behangen war.

Es war der alte Ahnensaal der Familie. Die Familienportraits — sie reichten nur bis zu den Urgroßeltern des Fräuleins hinunter — waren als Pertinenz des Schlosses betrachtet, und mit ihm verkauft worden. Von Seite des Fräuleins war kein Einspruch geschehen. Was sollte sie auch mit den alten Bildern?

Aber Abschied hatte sie noch nehmen müssen von

dem Stolze und Glanze ihres alten Hauses; von den kräftigen Rittern in den silbernen, mit Gold beschlagenen Rüstungen; den hohen Frauen in der schweren Seide und den feinsten Brabanter Spitzen; von den Comthuren edler Orden, von den Erbmarschällen und Erbtruchsessen aus alter, und den Geheimenräthen, Kanzlern, Gesandten und Generalen aus neuerer Zeit, alle in ihren prachtvollen Costümen und Uniformen; und von den Ministerinnen, Gesandtinnen und Generalinnen in ihrem reichen, glänzenden Schmuck von Ringen und Spangen, von Perlen und Diamanten. All dieser Reichthum, alle diese Pracht, all dieser Glanz trieb jetzt den letzten Sproß des Hauses arm und nackt aus dem Ahnenschlosse in die unbekannte Fremde hinaus.

Das Fräulein hatte auch von ihnen Abschied nehmen müssen; von ihnen zuletzt.

Sie stand stolz vor den stolzen Bildern. Ihre Gestalt war höher aufgerichtet. Ihr Gesicht war geröthet. Ihre Augen blitzten.

Herr Emanuel Meier sah sie so. Ihr Gesicht war ihm halb zugekehrt. Der Anblick ergriff ihn. Er ergriff ihn so sonderbar. Es wurde ihm wehe ums Herz, nicht weil er etwa wieder meinte, ihr Herz sei zerrissen; gerade umgekehrt, weil ihr Herz nicht zerrissen

war, weil sie so stolz da stand, so stolz vor dem Stolze ihrer Familie, und weil sie diesen Stolz sich bis zuletzt aufgespart hatte, nach dem schmerzvollen Abschiede von ihrer Lieblingslaube, von dem Grabe ihrer Eltern, von dem Stübchen ihrer Armuth und ihrer Thränen.

Das ist ein stolzes Herz, sagte er sich. Aber darf sie es nicht sein? Soll sie es nicht sein? Es ist doch Etwas, eine solche Reihe edler, hoher Ahnen!

Er verlor sich in den Anblick des Fräuleins und seine eigenen Gedanken. Er vergaß darüber, wo und in welcher Lage er sich befand.

Auf einmal wandte sich das Fräulein nach der Thür. Sie sah ihn. Sie flog erschrocken einen Schritt zurück.

Er flog erschrocken in den Korridor hinein.

Aber er wäre nicht der gewandte, mit Leben und Welt und Menschen bekannte, reiche und überall gern gesehene und mithin etwas kecke junge Herr Emanuel Meier gewesen, wenn er sich nicht sofort vollständig gefaßt hätte. Er trat zu der Thür zurück. Er trat in den alten Ahnensaal hinein.

Auch das Fräulein hatte sich gesammelt. Sie wollte den Saal verlassen.

Der junge Mann schritt sehr höflich auf sie zu.

Verzeihen Sie meine Störung, meine Dame.

Ich suchte den neuen Besitzer des Schlosses, Herrn Meier.

Ich kann Ihnen keine Auskunft über ihn geben, mein Herr, erwiderte das Fräulein, zwar etwas kalt und fremd, aber nicht unhöflich auf die höfliche Anrede.

Sollte er noch nicht eingetroffen sein?

Ich weiß es nicht.

Er wird doch heute hier erwartet?

So habe ich gehört.

Sie sind also gleichfalls fremd in diesem Schlosse, mein Fräulein?

Fremd? Das Wort gab gewiß der Dame einen Stich in das Herz. Aber sie antwortete mit fester Stimme:

Ich gehöre nicht zum Schlosse, mein Herr.

Sie wollte sich von neuem entfernen.

Der junge Mann hielt sie mit einer anderen Frage zurück.

Eine interessante Sammlung von Bildern. Auch Sie schienen sie mit Theilnahme zu betrachten. Es sind wohl die Portraits der Ahnen des vorigen Besitzers?

Das Fräulein zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

Ja, mein Herr, antwortete sie dann, mit eben so fester, ruhiger Stimme, wie so eben.

Eine lange Reihe! Der Anblick einer solchen Sammlung hat schon für einen Fremden etwas Erhebendes. Ich kann mir denken, wie das Herz dessen, der seine Vorfahren in ihnen erblickt, sich mit Stolz erhoben fühlen kann. Es hat eine Berechtigung dazu.

Die Dame sah den jungen Mann mißtrauisch an. Er hatte ihr in der That Veranlassung dazu gegeben. Trotz seiner Gewandtheit und Keckheit, hatte er doch sichtlich und nicht mit besonderem Glück nach einem Faden zur Anknüpfung einer eigentlichen Unterhaltung mit ihr gesucht. Allerdings war er in keiner vortheilhaften Lage dazu; dennoch schien er auf eine solche Unterredung eigensinnig seinen Kopf gesetzt zu haben.

Er begegnete dem mißtrauischen Auge der Dame mit einem klaren Blicke offener Gutmüthigkeit. Vielleicht lag noch mehr darin. Dem Fräulein entging der Blick nicht. Er schien sie zu einer Antwort zu bestimmen.

Sie widersprechen da dem gewöhnlichen Urtheile der Welt, mein Herr.

Ich wüßte nicht, mein Fräulein. Man hört vielmehr von manchen Seiten, daß die Welt nur noch

zuviel Gewicht auf glänzende Stammbäume und alte Ahnentafeln lege.

So ist es, mein Herr; und bestätigt das nicht meinen Ausspruch?

Ich wüßte wiederum nicht. Häufig liegt Neid in solchem Urtheile; und der Neid ist eben ein Zeuge, daß man einen fremden Vorzug sogar anerkennen muß. Jedenfalls hat jenes Urtheil die darin angegriffene allgemeine Anerkennung zu seinem Grunde. Und das wollte ich beweisen. Aber verzeihen Sie, daß ich Sie in ein so langweiliges Gespräch hineingezogen habe.

Die Dame sah den jungen Mann wieder unwillkürlich mit Mißtrauen an. Sie schien zugleich auf den Grund ihres Mißtrauens kommen zu wollen.

Der Gegenstand, mein Herr, sagte sie, ist für mich wenigstens kein langweiliger.

Man konnte nicht unterscheiden, ob sie mit Bosheit, oder blos mit Stolz sprach.

Herr Emanuel Meier erröthete, als wenn er doch Bosheit in den Worten gefunden habe. Aber er antwortete seinerseits ohne Bosheit:

Der Gegenstand, mein Fräulein, hat unzweifelhaft Interesse für einen Jeden, der überhaupt über irgend einen Gegenstand nachzudenken gewohnt ist. Und

darum habe ich denn in der That nicht darum, daß ich ihn in das Gespräch zog, sondern nur über meine letztere Bemerkung, daß ich Sie in ein langweiliges Gespräch gezogen hätte, um Verzeihung zu bitten. Im Uebrigen, mein Fräulein, hat der Gegenstand, und zwar gerade hier, noch ein besonderes Interesse für mich.

Das Fräulein schien das Compliment überhört zu haben. Die letzteren Worte machten sie indeß aufmerksamer.

Der junge Mann fuhr fort, mit einiger Lebhaftigkeit, sogar mit einer gewissen Innigkeit; er schien endlich wenigstens den Weg zu der gewünschten eigentlichen Unterhaltung mit der Dame gefunden zu haben.

Der neue Besitzer dieses Gutes ist mir ein sehr lieber Freund, dem ich das beste Wohlergehen auch in diesem seinem neuen Besitzthume wünsche. Schon unter gewöhnlichen Umständen zieht man in ein neues Haus nicht ohne einen gewissen, wenn auch nicht gerade ängstlichen, doch vorsorglichen Blick in die Zukunft ein. Du trittst über diese Schwelle gesund, glücklich, zufrieden. Wie wirst Du wieder über sie hinausschreiten? Krank, arm, elend, mit zerrissenem Herzen? Werden sie dich nicht gar hinaustragen unter

dem schwarzen Tuche, unter dem man nur zum Kirchhofe getragen wird? Solche Betrachtungen drängten sich mir auf, als ich dieses alte Schloß sah und an meinen Freund dachte, der hier heute erwartet wird. Sie ergriffen mich mit doppelter Gewalt, als ich in diesen Ahnensaal trat. Ein edles, mächtiges Geschlecht hat hier Jahrhunderte lang als Herr gelebt und gewaltet; ein halbes Jahrtausend lang nach jener Jahreszahl dort. Heute zieht mein Freund als neuer Herr ein, an Stelle dieses Geschlechts. Allerdings hat nicht er, sondern ein zähes, langjähriges Unglück jene Familie von hier vertrieben. Aber ist er nicht vielleicht das unmittelbare Werkzeug dieses Unglücks, um den letzten Sproß des edlen Stammes aus dem Hause der Ahnen, der Eltern hinauszutreiben? Wie wird es ihm hier ergehen? Wird auch ihn wieder ein Anderer hinaustreiben? Seine Enkel künftig? Seine Kinder vielleicht schon? Das Schicksal liebt oft sonderbare Vergeltungen.

Auch das Fräulein hatte sich einen Augenblick lang von den Betrachtungen des jungen Mannes ergriffen gefühlt. Aber seine letzten Worte schienen ihr doch mehr als Theilnahme blos für einen Freund anzudeuten. Ihr Mißtrauen gewann festeren Boden und festere Gestalt. Sie dachte an den reichen Herrn

Emanuel Meier, der hier heute mit seinen Millionen einzog, an ihre Armuth, mit der sie ausgezogen war. Und war er nicht in der That das letzte Werkzeug des Unglücks gewesen, das sie vertrieb? Sie dachte dabei an den armen Inspector, den derselbe Herr Emanuel Meier trotz seiner Millionen, gar um seiner Millionen willen, um sie zu vermehren, in den Kerker, dessen Frau und Kinder er elend und hülflos in die weite Welt hinausgeworfen hatte, in die auch sie, die junge Dame, jetzt hinausgeworfen wurde. Wer will es dem Fräulein verdenken, wenn sie, selbst untreu ihren schönsten philosophischen Vorsätzen, die sie noch vor wenigen Stunden beschworen hatte, wieder bitter, recht bitter wurde!

O, mein Herr, sagte sie, Ihr Freund soll ja sehr reich sein, und heut zu Tage tritt der Reichthum immer mehr, wie an die Stelle der Tugend, so auch an die des äußeren Glanzes, des Ansehens, der Ehre unter den Menschen; und das Alles besonders der kaufmännische, der industrielle Reichthum.

Der junge Mann schien in den Worten wenigstens gegen sich keine Bitterkeit zu fühlen.

Ich sprach von Glück, mein Fräulein, von der Laune, dem Wechsel des Glücks. Und das veränderlichste Glück von allem ist das des Reichthums,

besonders des kaufmännischen, des industriellen Reichthums, dessen Sie erwähnten. Sie haben darin Recht, mein Fräulein, daß an die Stelle der alten Feudalmacht, des alten Feudalreichthums und Glanzes in der neueren Zeit immer mehr der Reichthum, der Glanz, die Macht der Industrie tritt. Aber jener Feudalglanz hat beinahe ein Jahrtausend zu erleben vermocht; wird die moderne Industriemacht nur ein Jahrhundert erleben? Und dann noch Eins. Die Feudalmacht, der Feudalglanz erhielt sich viele Jahrhunderte lang in den nemlichen alten Geschlechtern. Wie wechselt der Reichthum der Industrie in seinen Trägern! Täglich fallen an den großen Plätzen, wie der Kaufmann sie nennt, Hunderte von Häusern. Zu den größten Seltenheiten gehört ein kaufmännischer Reichthum, der sich bis zum Urenkel oder auch nur bis zum Enkel erhält.

Und der Grund davon, mein Herr? fragte lebhaft das Fräulein, wie einen plötzlich gefaßten Gedanken verfolgend.

Es mögen manche Gründe dafür da sein. Ueberhaupt ist in der neueren, bewegteren Zeit das Leben in allen seinen Phasen einem rascheren Wechsel unterworfen. Sodann ist gerade die Speculation, ohne welche die moderne Industrie ein rechtes Leben nun

einmal nicht gewinnen kann, an sich ein sehr luftiges Ding.

Also ohne inneren Halt, mein Herr?

Leider.

Und ohne sie, ohne diese Speculation, kann die moderne Industrie nicht bestehen? Sie ist also gleichsam ihr Fundament?

Leider nur zu sehr.

Und kann auf hohlem Grunde ein anderes Gebäude, als ein hohles, sich halten?

Herr Emanuel Meier schien eine Absicht in der lebhaften Frage des Fräuleins zu merken. Er wußte nur nicht welche? Um so mehr hielt er sich auf seiner Hut.

Sie sehen, mein Fräulein, sagte er, wie sehr ich Recht hatte, mit jenen Betrachtungen über das Schicksal meines Freundes in diesem Schlosse, in den Saal hier einzutreten.

Aber das Fräulein hielt an ihrem Gedanken fest, wenn sie auch an den bisherigen einen neuen Faden anknüpfte, ihn zu verfolgen.

Der Reichthum Ihres Freundes, mein Herr, sagte sie, ruhet vielleicht auf festerer Grundlage, als jener Speculation, von der Sie sprachen. Sie haben dann auch keine Veranlassung zu Befürchtungen für

ihn, zumal wenn, was ich hoffe voraussetzen zu dürfen, mit dem soliden Reichthum sich solide Grundsätze und brave Gesinnungen paaren. Das war der Fall bei jenem Feudalreichthum; darum hat er solange sich und die Familien erhalten, die ihn besaßen. Der Ruhm des wahren Adels ist es immer gewesen, dem Armen und Unterdrückten beizustehen, Wittwen und Waisen zu beschützen. Mein Herr, wenn auch Ihr Freund von solchen Gesinnungen beseelt ist, wenn sein Gewissen ihn von dem Vorwurfe freispricht, eine Familie unglücklich, selbst um bloßen Geldes willen unglücklich gemacht zu haben, dann kann er auch ohne Besorgniß für die Zukunft in dieses alte Schloß einziehen, und wie er es aus seinen Trümmern zu neuem Glanze aufbauen wird, auch der Gründer einer neuen glänzenden Familie werden, an der Stelle derjenigen, die hier jetzt ausgestorben ist. Ist jenes aber nicht der Fall, mein Herr —

Sie brach rasch ab, um sich rasch zu entfernen.

Sie hatte sich von ihren Gefühlen fortreißen lassen. Sie hatte lebhafter und beziehungsvoller gesprochen, als sie gewollt hatte.

Dem jungen Manne konnte es auch nicht zweifelhaft sein, daß sie mit einer bestimmten Beziehung gesprochen hatte, und daß diese ihn, den Herrn Emanuel

Meier, treffen solle, mochte sie ihn erkannt haben, oder blos für seinen Freund halten. Aber die Beziehung selbst schien er nicht auffinden zu können. Er wurde unruhig. Er hielt die junge Dame zurück.

Mein Fräulein, kennen Sie meinen Freund?

Nein, mein Herr.

Man hat Ihnen von ihm erzählt?

Es ist möglich.

Man hat Ihnen Falsches von ihm erzählt. Bleiben Sie, mein Fräulein. Mein Freund ist bei Ihnen verleumdet. Ich muß ihn vertheidigen. Sie müssen mich anhören.

Das Fräulein schwankte, ob sie sich entfernen solle. Es war wohl eine Verpflichtung für sie da, dem Fremden, mochte er der Herr Meier oder dessen Freund sein, die Gelegenheit zur Reinigung von einem Verdachte nicht abzuschneiden, den sie allerdings klar genug ausgesprochen hatte. Dabei war der junge Mann so sonderbar dringlich, als wenn gerade ihr Verdacht ihn besonders berühre, ihm schmerzlich, unerträglich sei. Sie blieb.

Herr Emanuel Meier öffnete den Mund, um nähere Auskunft von ihr zu erbitten. Aber er sollte nicht zu seinen Worten kommen können.

Das Geräusch der Arbeiten in und vor dem Schlosse war von den beiden jungen Leuten in der steigenden Lebhaftigkeit ihrer Unterredung schon längst nicht mehr gehört. Sie hörten sogar nicht, daß mehrere Schritte sich dem Saale naheten, in dem sie sich befanden. Erst eine Stimme, die unmittelbar vor der Thür laut wurde, machte sie aufmerksam.

Es thut mir leid, Madame, sagte die Stimme eines Mannes, daß Sie uns noch in dieser großen Unordnung treffen müssen. Ich kann Sie für den Augenblick nur in diesen Saal hier führen. In einer halben Stunde aber soll wenigstens eine Ihrer Stuben fertig sein. Solange müssen Sie sich hier schon gedulden. Treten Sie ein, und entschuldigen Sie, wenn ich Sie verlasse. Ich bin sehr eilig.

Man hörte den Mann sich schnell wieder entfernen, ohne daß er eine Antwort der Person, zu der er sprach, abwartete.

Dem Fräulein war die Stimme unbekannt. Der junge Mann erkannte sie nur zu wohl. Es war die Stimme des Aufsehers, dem sein Onkel die heutige vorläufige Einrichtung des Schlosses übertragen hatte. Er sah nicht ohne Verlegenheit nach der Thür. Wer sollte hier eintreten?

Eine Frau in Reisekleidern trat ein. Sie führte

ein kleines Kind an der Hand; drei andere, gleichfalls noch unerwachsene Kinder, folgten ihr.

Herr Emanuel Meier wurde verlegener, als er die Frau sah.

Die Frau gerieth in Verwirrung, als sie den Herrn Emanuel Meier sah. Aber sie hatte sich schnell gefaßt. Sie schritt auf den jungen Mann zu.

Herr Meier, sagte sie, Ihr Herr Onkel wollte mich und meine Kinder zu Ihnen führen. Es thut mir leid, daß der Zufall ihm die Freude verdorben hat. Ich muß sie ihm noch mehr verderben. Aber ich kann nicht anders. Wie lange habe ich auf diesen Augenblick gewartet —!

Der Frau waren plötzlich Thränen aus den Augen gestürzt. Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen.

Fräulein Beatrix hatte sich entfernen wollen. Das plötzliche Aufweinen der Frau hielt sie zurück.

Die Frau sammelte sich und fuhr fort:

Wie lange habe ich darauf gewartet, Ihnen danken zu können! Jetzt endlich! Haben Sie Dank, Herr Meier, den herzlichsten —

Sie konnte wieder nicht weiter sprechen. Sie ergriff seine beiden Hände und drückte sie stumm an ihr Herz. Dann nahm sie das jüngste Kind auf den Arm

und hielt es dem jungen Manne entgegen, und zu allen ihren Kindern sagte sie:

Kinder, hier steht Euer Wohlthäter, von dem ich Euch so oft gesprochen habe. Danket ihm. Er hat Euren Vater aus dem Kerker befreit; er hat mich dem Leben wiedergegeben; er hat Euch die Eltern zurückgegeben.

Die älteren Kinder nahmen die Hände des jungen Mannes und küßten sie. Das kleinste Kind streichelte ihm das Gesicht.

Herrn Emanuel Meier traten auch Thränen in die Augen. Er wollte die Kinder abwehren; er konnte es nicht.

Aber Fräulein Beatrix von Barsfeld war sehr blaß und unruhig geworden. Sie nahete sich der Frau.

Madame, war Ihr Mann Brennereiinspector bei dem Herrn Meier?

Nicht bei dem Herrn Meier, Fräulein, antwortete die Frau, aber bei seinem Stiefbruder —.

O mein Gott, rief das Fräulein, und ihr Gesicht wurde bleicher und ihre Unruhe fast tödtlich. O, mein Gott, Madame —, mein Herr —

Sie wußte nicht, an wen sie sich wenden sollte.

Der junge Mann trat zu ihr.

Mein Fräulein, ich habe jetzt die Aufklärung, um die ich Sie bitten wollte, bitten mußte. Sie haben mich in einem falschen Verdachte gehabt.

Mein Gott, rief auch die Frau. Sie, Sie hat das Fräulein in Verdacht gehabt? O, darf ich ihr erzählen, Herr Meier?

Herr Emanuel Meier besann sich einen Augenblick. Dann fragte er das Fräulein:

Darf sie?

O, ich bitte darum. Ich bitte Sie darum, Madame.

Herrn Meier haben Sie in Verdacht gehabt, Fräulein? wiederholte die Frau. Wie haben Sie ihm das Unrecht thun können! Bei seinem älteren Stiefbruder war mein Mann Inspector. Er wollte meinen Mann büßen lassen, was für ihn, sogar auf sein Verlangen, geschehen war. Er wollte uns unglücklich machen. Herr Meier hier hatte es kaum erfahren, als er zu seinem Vormunde eilte und um das Geld bat, das mein Mann als Strafe bezahlen mußte, wenn er nicht auf zehn Jahre in den Kerker sollte, und das wir nicht bezahlen konnten. Der Vormund gab es ihm, und mein Mann wurde wieder frei, und wir Alle von dem Elende gerettet.

Das schöne Gesicht des Fräuleins Beatrix war nicht mehr von Blässe überzogen, aber von der

dunkelsten Purpurglut der Scham und vielleicht noch eines anderen Gefühls übergossen. Und sie schämte sich ihrer Beschämung nicht. Sie löste die Kinder der Frau ab. Sie nahm die Hände des jungen Mannes.

Können Sie mir verzeihen, mein Herr?

Der junge Mann wurde fast so roth, wie sie. Nicht vor Scham, aber vor der herzlichsten, innigsten Freude, die aus seinen Augen leuchtete.

Er drückte ihre Hand an seine Lippen. Dann sagte er:

Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, mein gnädiges Fräulein. Aber desto mehr habe ich Ihre Verzeihung mir zu erbitten. Ich habe mich nicht nur unter einer falschen Firma — verzeihen Sie dem Kaufmann den kaufmännischen Ausdruck — bei Ihnen eingeführt. Ich hatte Sie auch schon vorher in den heiligsten Geheimnissen Ihres Herzens belauscht. Ich war, ohne daß Sie es ahnten, bei Ihnen in Ihrer Laube, an der Gruft Ihrer Eltern, hier —.

Für einen Augenblick noch siegte der Stolz, der gekränkte Stolz in dem Freifräulein.

Sie kennen mich, mein Herr? fragte sie, beinahe wieder erbleichend, den neuen Besitzer des Schlosses, dessen Anblick sie, wie den ihrer tiefsten Erniedrigung, hatte vermeiden wollen.

Aber der junge Mann sah ihr wie beglückt in das Gesicht.

Ja, ich kenne Sie. Ich habe aber auch das schönste, das edelste, das treueste Herz kennen gelernt. Und dieses Herz verzeihet mir?

Eine neue Purpurgluth übergoß das Gesicht des Fräuleins.

Ich verzeihe Ihnen, wollte sie dem Herrn Emanuel Meier zuhauchen, als plötzlich und rasch die Thüre des Saales sich öffnete.

Die kleine dicke „Kammerfrau" Friederike der „gnädigen Frau" Madame Schröder trat in den Saal, oder vielmehr trat nicht hinein, denn sie blieb verwundert auf der Schwelle stehen, als sie einen Blick in den Saal geworfen hatte. Dieser Blick war auf das Fräulein und den Herrn Emanuel Meier gefallen, die mit den hocherrötheten Gesichtern, den glänzend leuchtenden Augen, dicht, fast wie in einer Umarmung, vor einander standen. Die rothen Backen der dicken Kammerjungfer wurden röther als die der beiden jungen Leute; ihre Augen wurden glänzender. Aber Beides vor Zorn.

Gott stehe mir bei, rief sie. Was man doch nicht erlebt! Der junge Herr schon da! Und hier, hier, bei —! Und Sie, Mamsell, zu Hause nicht zu

finden, wo man Sie doch abholen sollte; im Park, wo man Sie gesehen haben wollte, nicht zu sehen. Aber hier im Schlosse, hier, wo keine Christenseele Sie gesucht hätte, hier —. Ei das ist ja ein recht hübscher Zufall, eine recht liebe Ueberraschung; auch für die gnädige Frau, der Herr Sohn und die Mamsell Gesellschafterin —.

Fräulein Beatrix war leichenblaß zurückgeflogen. Sie konnte im ersten Momente nur das Gesicht mit beiden Händen bedecken.

Herr Emanuel Meier stand anfangs nicht minder verwundert als einen Augenblick vorher die Kammerjungfer. Er errieth aber bald den Zusammenhang, wenn auch nicht ganz, doch zum großen Theile.

Er wandte sich an die Kammerjungfer.

Friederike, ich werde die Dame selbst zu meiner Mutter führen. Du kannst gehen.

Er sprach sehr ernst, befehlend.

Die Kammerjungfer, wie viel sie auch ihrer Herrin gegenüber sich herausnehmen mochte, wagte nicht, ihm Unfolgsamkeit zu zeigen. Sie ging. Nur konnte sie sich nicht entbrechen, in der Thür noch höhnisch zu fragen:

Darf ich der gnädigen Frau sagen, daß der junge Herr sich selbst bemühen wollen?

Sie erhielt keine Antwort.

Herr Emanuel Meier nahete sich dem Fräulein.

Mein gnädiges Fräulein, darf ich Sie zu meiner Mutter führen?

Das Fräulein sah ihn fragend an. Spott und Hohn konnte sie, nach ihrer bisherigen Begegnung mit ihm, nicht von ihm erwarten. Auch sein Gesicht zeigte sie nicht. Die Worte blieben ihr unverständlich.

Mein Herr, antwortete sie ihm, ich bitte Sie einfach, mich in meine Wohnung zurückkehren zu lassen.

Ihre Wohnung ist drüben in dem kleinen Försterhause?

Ja.

Mein Fräulein, Ihre Wünsche sind für mich Befehle. Aber bevor ich Ihnen gehorche, gestatten Sie mir zwei Fragen. Sie haben, von mir aus Ihrem Hause vertrieben, ein Unterkommen bei Fremden gesucht, als Gesellschafterin. Ist es so?

Ja, mein Herr, antwortete das Fräulein und sie durfte, Angesichts aller ihrer stolzen Ahnen, bei der Antwort sich stolz aufrichten.

Und Sie haben es gefunden bei meiner Mutter, bei der Madame Schröder, die Sie als meine Mutter nicht kennen konnten unter dem Namen, den sie von ihrem verstorbenen zweiten Manne führt? Ist auch das so?

Es ist so, mein Herr.

Vielleicht gar erst heute?

Heute. Ich hoffte, mit der Dame noch heute Barsfeld zu verlassen.

Fräulein, sagte der junge Mann, mit einer Rührung, die er vergebens zu verbergen suchte, Sie haben nicht blos ein schönes und edles Herz, Sie haben auch eine große, starke Seele.

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort:

Aber Sie haben Recht. Sie dürfen, wenigstens jetzt, für den Augenblick, nicht hier bleiben. Darf ich um Ihren Arm bitten, um Sie zu Ihrer anderen Wohnung zu führen?

Sie gab ihm ihren Arm, und Herr Emanuel Meier führte das Freifräulein Beatrix von Barsfeld aus dem Saale ihrer Ahnen und dem Schlosse ihrer Väter.

5.

Die ganze Familie.

Mit einem festen Willen und einem Beutel voll Geld kann man in der Welt viel durchsetzen. Der kleine Herr Tobias Meier konnte aus einem großen und vollen Beutel schöpfen. Und auch an einem festen, beharrlichen Willen fehlte es ihm nicht. Gegen Mittag erst waren die von ihm nach Schloß Barsfeld zu dessen vorläufiger Einrichtung gesandten Leute dort eingetroffen. Er hatte sie so spät fortgeschickt, weil erst so spät Madame Schröder auf den Einfall gekommen war, ihren Sohn an dem Tage seiner Großjährigkeit als neuen Gutsherrn auf Schloß Barsfeld mit einem feierlichen Empfange und noch einigen anderen Dingen zu überraschen. Nicht auch mit der Frau und den Kindern des Inspectors. Diese Ueberraschung hatte Herr Tobias Meier auf seine eigene

Hand hinzugethan, nachdem er freilich schon vorher mit Bewilligung seines Neffen den Inspector zum Verwalter des nächstens zur eigenen Bewirthschaftung zu übernehmenden Gutes bestellt hatte.

Erst spät, wie gesagt, war Madame Schröder auf den Einfall der Ueberraschung gekommen. Erst spät hatte daher Herr Tobias Meier seine Anordnungen zur Einrichtung des Schlosses treffen können. Aber er hatte sie mit dem vollen Beutel des reichen, und wie er — leider — wußte, nicht geizigen Neffen, und der vollen Energie des kleinen Herrn Tobias Meier getroffen, der als Onkel zwar viel polterte und desto weniger durchsetzte, als Geschäftsmann dagegen um so schweigsamer war und Alles durchsetzte, was und wie er wollte.

Die um Mittag begonnene Arbeit auf Schloß Barsfeld war von den reichlich hergeschickten Leuten und mit dem reichlich hergebrachten Material gegen Abend schon fast vollständig beendet. Ein geräumiges, bequemes Boudoir war für die überraschungsvolle gnädige Frau hergerichtet; ein freundliches Schlafstübchen für ihre Nichte, Fräulein Leopoldinchen Haberkorn; ein großer Empfangsalon in dem hohen Parterre gleich rechts neben dem großen Eingangsportal des Schlosses. An den Stuben für den jungen Herrn,

für den alten Herrn Tobias Meier und für die Inspectorin mit ihren Kindern wurde noch gearbeitet; in einer halben Stunde wurden auch die fertig. Am ersten von allen war ein allerliebstes Stübchen für die Kammerjungfer Mamsell Friederike in Ordnung gewesen; sie hatte selbst dafür gesorgt und es war so hübsch geworden, daß sie nur mit doppeltem Aerger an den Befehl der gnädigen Frau denken konnte, es für heute wenigstens mit der neuen Gesellschafterin zu theilen.

Es war halb sieben Uhr Abends. Madame Schröder befand sich in dem neu eingerichteten Empfangsalon des Schlosses. Nur Fräulein Leopoldine war wieder bei ihr. Beide Damen hatten zu der bevorstehenden Feierlichkeit große Toilette gemacht. Die gnädige Frau trug im Haar, auf dem Busen, an den Armen einen Schmuck von Diamanten und Perlen, der mindestens seine hunderttausend Thaler werth war. Im Uebrigen war sie sehr einfach gekleidet, und eine Sorgfalt in ihrem Anzuge konnte man etwa nur noch darin entdecken, daß er nichts von ihrer wirklich feinen Taille und ihren bewunderungswürdig weißen und schön geformten Schultern verbarg. In ihr etwas sehr blasses Gesicht hatte sie ein wenig Roth gelegt, ja nicht zu viel, um den

schmachtenden Ausdruck nicht zu beeinträchtigen. Dieser war im Gegentheil andererseits dadurch gefördert, daß das Roth der Nasenspitze durch ein außerordentlich fein und zart aufgelegtes Weiß gemildert war.

Fräulein Leopoldine konnte keinen Schmuck für hunderttausend Thaler tragen; sie trug daher gar keinen. Sie brauchte aber auch zu Toilettenkünsten keine Zuflucht zu nehmen, um sich schön zu zeigen und schön zu machen. Ihre hübschen, runden, vollen, und doch nicht zu vollen Formen traten in jeder, und in der einfachsten Toilette am reizendsten hervor. Ihre Röthe konnte in dem Glanze des heutigen Festes von selbst nicht in ihrer sonstigen Derbheit, sondern nur in jener frischen Elasticität erscheinen, die der Glanz und die Freude eines Festes einem blühenden Gesichte immer verleihen. Die feinen Striche an den Augenwinkeln — das Fräulein hatte sie mit einer so liebenswürdigen, natürlichen Kunst zu verbergen gewußt, daß man von einer Toilettenkunst gar nicht sprechen konnte. Das ganze schöne Köpfchen des Fräuleins wimmelte von den lieblichsten, kleinen, krausen, braunen Löckchen, und dazwischen hatte sie zwei schneeweiße Rosen gesteckt, die ersten des Frühlings. Das war ihr einziger Schmuck. Und wer hätte unter diesem Schmuck und so dicht neben den

glänzenden und blitzenden schwarzen Augen jene Striche bemerken können?

Das Fräulein war heute, wenn auch kein junges, doch jedenfalls ein hübsches und verführerisches Kind.

Das sah auch die Tante. Sie sah mit einer stillen Freude auf das Kind, und doch wieder nicht ohne eine stille Sorge. Wem galt die Freude, wem galt die Sorge? Herr Tobias Meier hätte es sicher sagen können. Ihre Freude fand einen Ausdruck.

Ach, Leopoldinchen, wie bist Du schön. Laß Dich umarmen, mein Kind.

Wie bist Du so gütig, Tantchen.

Er muß Dich lieben. Er wird Dir nicht widerstehen können.

Wenn er mich mit Deinen lieben, freundlichen Augen ansähe! Aber ach, Tantchen, Du weißt, er ist etwas flatterhaft.

Laß mich nur machen, Kind.

Du wirst immer auch mein gütiges, liebes Mütterchen sein.

Aber was ist denn das, Leopoldinchen?

Madame Schröder hatte während des Gesprächs zufällig einen Blick durch das Fenster auf den Hof nach dem großen, mit der Ehrenpforte bekränzten Eingangsthore geworfen. Sie erröthete plötzlich. Fast unmit-

telbar darauf fiel ihr Blick unwillkürlich auf die Nichte, und sie erblaßte jetzt eben so plötzlich.

Auch das Fräulein sah durch das Fenster. Ihr erging es beinahe wie der Tante. Die Röthe ihres Gesichts wurde einen Augenblick dunkler.

Der Rittmeister, rief sie. O wie schön!

Aber schon während sie so rief, wurde sie unruhig.

Die gnädige Frau hatte sich gefaßt.

Ach, sagte sie mit sanfter Stimme, das ist doch wirklich recht schön von dem Rittmeister, daß er uns hier überrascht. Welch ein feiner Sinn!

Ja, es ist reizend, Tantchen. Er ist ein so lieber Mensch.

Das Fräulein sagte das so natürlich, daß sie es beinahe nicht kindlich sagte.

Die ältere Dame gerieth dadurch von neuem in Unruhe. Ihre Unruhe vermehrte sich, als ein Blick auf das Fräulein ihr in dem kindlichen Gesichte auf einmal ein dunkles und doch so leuchtendes Glänzen der großen schwarzen Augen zeigte. Das war nicht das Glänzen der Augen eines Kindes, wohl aber einer sehr hübschen, sehr reizenden und noch immer jungen Dame. Und sie, die gnädige Frau, wenn auch der Spiegel ihr, oder vielmehr sie selbst vor

dem Spiegel sich sagte, daß sie noch, oder heute wieder schön sei, sie mußte sich doch auch zugleich sagen, daß sie nicht mehr jung sei, und daß zu ihrer welken und abgemagerten Schönheit bedeutende Künste der Toilette nachgeholfen hatten, und daß eine Wittwe, gar eine zweimalige Wittwe, von so und so vielen vierzig Jahren, Mutter eines Sohnes, der heute fünf und zwanzig Jahre alt wurde, trotz allen Künsten der Toilette es nicht mit der natürlichen Frische, Fülle und Jugend der Dame aufnehmen konnte, die sie ja sogar ihrem Sohne zur künftigen Gattin bestimmt hatte; bestimmt gerade um des Mannes willen, der jetzt so stolz und kräftig und schön in der glänzenden Uniform und auf dem wilden Pferde in den Hof gesprengt kam.

Ach, Poldchen, rief sie sanft erschrocken, was fällt mir da ein! Auf ihn hatten wir nicht gerechnet. Wo sollen wir ihn nur unterbringen? Liefst Du wohl recht eilig zu dem Aufseher, um mit ihm über ein Zimmer für den lieben Gast zu berathen?

Aber Fräulein Poldchen schien eben sowohl ihre eigenen Absichten zu haben, wie die gnädige Frau.

Ich werde das nur nicht verstehen, Tantchen. Ich bin so unerfahren. Ich schicke den Mann lieber zu Dir.

Geh Du nur, Poldchen. Der Mann ist verständig. Sage ihm nur, was ich will. Er wird dann schon wissen. Aber beeile Dich.

Sie drängte. Der Rittmeister war schon nahe am Hause. Wenn die junge Dame noch eine Minute zögerte, so mußte er sie treffen.

Was die Tante sah, sah aber auch das Fräulein. Sie sah noch mehr. Wenn sie jetzt gleich ging, so mußte sie dem Rittmeister draußen, in der Eingangshalle des Schlosses begegnen; dort war im Augenblicke Niemand. Sie begegnete ihm allein.

Sie ging rasch zu der Thür.

Aber jetzt hatte auch die Tante schnell dasselbe gesehen.

Bleib, bleib, Poldchen, rief sie fast überängstlich. Wir können das nachher abmachen.

Fehlt Dir etwas, Tantchen? Du bist so sonderbar.

Das Fräulein konnte eine Miene des Triumphes und Uebermuths kaum verbergen.

Die gnädige Frau verbarg den Ausdruck eines plötzlichen Hasses, der in ihrem Innern aufloderte.

Der Kammerdiener Friedrich der gnädigen Frau trat ein und meldete den Herrn Rittmeister von Sonnenstern. Die Uniform des Rittmeisters glänzte

schon unmittelbar hinter dem Bedienten in der Thür.

Welche angenehme Ueberraschung, sagte die gnädige Frau.

Sonnenstern? rief das Fräulein, wie außer sich vor Verwunderung und Freude, und sie klatschte laut mit den Händen. Sonnenstern hier? Ach, das ist ja herrlich, reizend.

Sie lief zu der Thür, sie drängte den Bedienten auf die Seite, ergriff die beiden Hände des Rittmeisters und zog ihn mitten in den Saal hinein.

Lieber Sonnenstern, Du böser, schwarzer, großer Schnurrbart, wie hast Du mich erschrocken, und wie freue ich mich nun doch!

Der Rittmeister war in dem ersten Moment so verloren in den plötzlichen Anblick des reizenden Mädchens, daß er sogar seine nächste Pflicht der Begrüßung der Frau vom Hause darüber vergaß.

Die Frau vom Hause wurde trotz allem zarten Weiß und Roth gelb vor Aerger in dem feinen Gesichte.

Aber Poldchen, Kind, Du wirst kindisch.

Ach, Tantchen, ich freue mich so. Sieh, ich kann es Dir nicht sagen.

Der Rittmeister ließ die Hände des Fräuleins los, nicht ohne einen feurigen Druck, der auch der gnädigen Frau nicht entging, und der noch mehr Gelb zu dem Roth und Weiß auf ihre Wangen legte.

Es war in der That ein schöner Mann, dieser Rittmeister. Groß und kräftig gebaut, breite Schultern, hohe Brust, ein Bein, schön geformt wie nach einer Antike, und kräftig, um einen wilden arabischen Hengst damit zu erdrücken; das regelmäßige Gesicht lebhaft und doch stolz, die Augen feurig, der böse, große schwarze Schnurrbart glänzend. Dabei etwa achtunddreißig bis vierzig Jahre alt, also in jenem Alter, in welchem ein schöner conservirter Mann ein Mädchen von funfzehn Jahren wie eine Frau von funfzig erobern kann. Für eine schmachtende, liebebedürftige Dame, wie Madame Schröder, war er — ihre Millionen werth. Das kindliche Poldchen hatte keine Millionen.

Der Herr von Sonnenstern näherte sich ehrerbietig der Dame des Hauses; er küßte zärtlich die Hand der schönen Frau mit dem Diamantenschmucke, der Hunderttausend werth war.

Verzeihen Sie mir den Ueberfall, meine gnädigste Frau? Ein alter Soldat kann nur zu oft nicht umhin, seine militairischen Tugenden zu geselligen Fehlern zu machen.

Haben Sie nicht gesehen und gehört, erwiederte die gnädige Frau verbindlich, wie außerordentlich angenehm uns Ihre Ueberraschung ist?

Sie beglücken mich, versicherte ein neuer zärtlicher Handkuß des schönen Mannes.

Aber ach, Leopoldinchen, was fällt mir da ein! Sei doch so freundlich, bei dem Aufseher schnell ein Zimmer für unseren lieben Gast zu besorgen. Es herrscht hier noch überall Unordnung, lieber Sonnenstern. Sie müssen schon verzeihen, wenn Sie für heute nicht sehr comfortabel —

Gnädige Frau, mit Ihnen unter Einem Dache ist der Stein mir weich.

Du gehst nicht, Leopoldine?

Hat es denn nicht Zeit, Tantchen? Gelt, böser Schnurrbart, die Tante ist heute böser als Du. Sie will mich von Dir verbannen. Und sie ist heute so schön. Wenn Du sie einmal recht angesehen hast, so wirst Du die arme Leopoldine gar nicht mehr ansehen wollen.

Leopoldinchen ist immer reizend und gut, sagte der Rittmeister.

Ach, auch Du willst mich fortschicken. Gut, ich gehe. Aber nimm Dich in Acht.

Sie ging. Sie ging verdrießlich. An der Thür

sah sie sich noch einmal um. Das Auge des Rittmeisters begegnete dem ihrigen. Es mußte ihm mit einem eigenthümlichen Blicke begegnet sein. Denn das Auge des Fräuleins glänzte wie in Seligkeit, und die gnädige Frau, die freilich nur diesen seligen Blick sah, mußte sich in ihrem reichen und weichen Fauteuil niederlassen, das den Salon bereits schmückte.

Da schien sie denn auch auf einmal einen sehr schnellen und sehr entscheidenden Entschluß gefaßt zu haben, der dem, was ihr Herz beunruhigte, mit einem Male ein Ende machen und sie unmittelbar zu ihrem Ziele führen sollte. Und sie schien in der That auf der anderen Seite ein Entgegenkommen zu finden, das beinahe nur aus einem gleichen Entschlusse hervorgegangen sein konnte.

Ja, sie ist ein liebes Kind, die gute Leopoldine, sagte die Dame zu dem Rittmeister. Und so blühend in Gesundheit und in Schönheit. Ich habe sie so sehr lieb.

Sie verdient diese Liebe, meine Gnädigste, erwiederte der Rittmeister.

Auch Sie sind ihr gut, lieber Sonnenstern?

Wie sollte, wie müßte ich nicht!

Und nehmen also gewiß herzlichsten Antheil an Ihrem Schicksale?

Gewiß.

So werden Sie auch mit meinem Plane einverstanden sein. Das gute Kind ahnt ihn noch nicht. Aber ich hoffe, sie wird ihm nicht entgegen sein. Und jedenfalls darf ich auf Ihren Beistand rechnen, lieber Sonnenstern. Sie erlauben daher, daß ich Sie zum Vertrauten mache.

Gnädige Frau, Sie wissen, daß Sie immer über mich zu befehlen haben, und daß der geringste Beweis Ihres Vertrauens mich zum glücklichsten Menschen macht.

Ich habe nur Ein Kind, Emanuel. Reinhard Schröder ist mein Stiefsohn, der Sohn meines verstorbenen zweiten Mannes aus erster Ehe. Leopoldine soll mir nun mehr als Nichte, sie soll meine Tochter, meine Schwiegertochter werden.

Ah, rief der Rittmeister mit dem Ausdrucke des höchsten und natürlichsten Erstaunens, das freilich nach den Enthüllungen, die Herr Tobias Meier dem Herrn Emanuel Meier gemacht hatte, ein eben so künstliches war.

Sie verwundern sich, lieber Rittmeister? Sie sind nicht einverstanden?

Im Gegentheile, meine Gnädigste. Ich glaube, daß Sie keine glücklichere Wahl hätten treffen kön-

nen, für Leopoldine sowohl, wie für Ihren Herrn Sohn.

Sie meinen in der That?

Und ich bin überzeugt, daß beide junge Leute Ihre Liebe mit dem größten Danke anerkennen werden; Emanuel, eine solche liebenswürdige Frau aus Ihren Händen zu empfangen; Leopoldine, die Gattin eines so braven, tüchtigen jungen Mannes und die Tochter der liebenswürdigsten Mutter zu werden.

Schmeichler, lispelte die gnädige Frau.

Der Rittmeister mußte für das Compliment ihre schöne Hand küssen.

Sie ließ sie in der seinigen ruhen, und fuhr klagend mit ihrer schmachtenden Stimme fort:

Ach, es ist mir eine große Beruhigung, daß Sie meinem Plane beistimmen. Ich werde daraus den Muth gewinnen, noch heute Abend zu seiner Ausführung zu schreiten. Es war schon so lange mein Wunsch, der letzte sehnliche Wunsch meines Lebens.

Die Dame machte bei diesen letzten Worten eine leise Bewegung, als wenn sie ihre Hand, die in der des Rittmeisters noch ruhete, ihm entziehen wollte.

Der Rittmeister hielt natürlich die schöne Hand fester.

Der letzte? fragte er zärtlich.

Der letzte! versicherte sie, aber indem sie die Augen niederschlug, mit leisem Erröthen, und mit einer wiederholten leisen Bewegung der Hand, die diesmal eben so sehr für einen Druck als für einen Versuch des Zurückziehens der von dem Rittmeister so zärtlich umfangenen Finger gelten konnte. Der letzte, wiederholte sie. Welche Wünsche könnte eine Frau in meinen Jahren noch hegen, wenn sie ihren einzigen Sohn glücklich sieht?

Was sagen Sie, gnädige Frau? rief der Rittmeister. Sie, in der Blüthe eines so schönen Lebens? Mit so reichen und so vollberechtigten Ansprüchen an dieses Leben? Sie wollten das Glück nur noch in dem Glücke Ihrer Kinder finden?

Auf welches andere Glück könnte ich noch Anspruch machen? seufzte die Dame.

Auf das schönste, auf das höchste! rief feuriger der Rittmeister, in den blendenden Strahlen des Diamantendiadems. Auf jenes Glück, in welchem zwei Herzen an einanderschlagen. —

Er konnte nicht weiter sprechen, denn er hatte in vollster Zärtlichkeit und mit höchstem Feuer seine Lippen auf die Hände der Dame gedrückt.

Was machen Sie mit mir, Sonnenstern? hauchte sie in süßester Verwirrung.

Der Rittmeister bog ein Knie vor ihr.

Der Komödie machte Fräulein Leopoldine ein Ende; freilich um eine andere Komödie, oder auch nur eine Fortsetzung der bisherigen aufzuführen.

Wie viele Komödie wird in der Welt gespielt, natürliche und unnatürliche, kindliche und unkindliche!

Fräulein Leopoldine hatte ihren Auftrag schnell ausgeführt. Hatte die Seligkeit jenes Blickes sie zur Eile angetrieben? Oder eine eifersüchtige Ahnung dessen, was in ihrer Abwesenheit sich an dem weichen Fauteuil ihrer schmachtenden Tante begab?

Sie hatte rasch die Thür aufgerissen, in dem Augenblicke, als der Rittmeister das Knie bog.

Ach, rief sie, kindlich fröhlich wieder in die Hände klatschend, das ist ja reizend, wie steht Dir das schön!

Der Rittmeister sprang in die Höhe.

Die Tante warf einen wüthenden Blick auf die Nichte.

Leopoldinchen aber hüpfte laut lachend zu den Beiden.

Das mußt Du noch einmal machen. Aber vor mir, Du abscheulicher Schnurrbart. Vor mir hast Du noch nie gekniet.

Leopoldine, laß die Possen!

Possen, Tantchen? Possen hätte er mit Dir getrieben? Ach, er sah ja so feierlich dabei aus. Und so feierlich, gerade so feierlich soll er auch vor mir knieen. Hierher, Du tapferer Rittmeister! Zu meinen Füßen!

Sie ließ nicht von ihm ab. Er mußte vor ihr knieen. Sie gab ihm ihre Hand; er mußte sie küssen. Sie sah ihn mit einem Blicke glühender, herausfordernder Liebe an. Der heiße Blick des üppigen Mädchens zündete unwillkürlich, unwiderstehlich in seiner Brust; er konnte der Herausforderung nicht widerstehen. Er vergalt den heißen, glühenden Blick mit einem heißen, glühenden.

Das war keine Komödie mehr, oder eine sehr natürliche.

Die Dame in dem weichen Fauteuil schauderte. Sie sprang auf.

Leopoldine! wollte sie in wilder Wuth rufen. Aber sie hatte die Gewalt über sich, ihre Wuth zurückzukämpfen. Und indem sie das that, faßte sie einen unwiderruflichen Entschluß.

Das muß anders werden, murmelten ihre fest zusammengekniffenen Lippen. Die freche Person muß noch heute mit jenem sich verloben, und dann diesem für immer aus den Augen.

Ob Fräulein Leopoldinchen es so gewollt hatte? Nemlich das erste, denn das zweite stand nicht mehr in den Händen, weder der Tante noch der Schwiegermutter, wenn sie einmal Frau Meier war. Ihre Augen leuchteten Freude und Hohn, als sie die zusammengekniffenen Lippen der Dame sahen.

Leopoldinchen, sagte die Tante mit sanfter Freund lichkeit, Du bist doch zuweilen ein recht unvernünftiges Kind.

Ach, Tantchen, erwiderte Leopoldinchen altklug, die vernünftigen Kinder sind meist recht häßlich.

Aber Sie verzeihen ihr, lieber Rittmeister. Man muß sie lieb haben.

Gewiß, gnädige Frau.

Und ich habe Dich ja auch so lieb, Tantchen. —

Wie viele Liebe sieht man doch in der Welt! —

Auch diese Komödie wurde unterbrochen; wieder durch eine andere.

Der Kammerdiener der gnädigen Frau meldete den Pfarrer des Dorfes, der seine Aufwartung machen wolle; mit ihm seien noch zwei andere Herren.

Die Dame sah auf ihre Uhr. Sie erschrak.

Schon sieben Uhr vorbei! Mein Sohn kann

jeden Augenblick kommen. Ist Alles zu seinem Empfange bereit?

Es ist Alles in Ordnung, berichtete der Bediente. Die Leute des Hauses sind an der Treppe versammelt. Am Hofthore und auf dem Hofe ist das ganze Dorf mit dem Schullehrer und der Schuljugend. Der Herr Pfarrer bittet, vorher noch der gnädigen Frau sich vorstellen zu dürfen.

Er ist mir willkommen. Aber wo ist denn Friederike?

Sie ging schon vor einer Stunde, die neue Gesellschafterin der gnädigen Frau zu holen.

Und sie ist nicht zurückgekommen?

Ich habe sie nicht gesehen.

Das ist sonderbar. Lassen Sie sie schleunig aufsuchen; sie wird in der Försterei sein. Auch die Mamsell soll sofort mit ihr kommen. Ich finde das sonderbar. Die Mamsell nicht da! Friederike nicht zurück! Sie ist doch sonst so pünklich. Leopoldinchen, sähest Du dich auch wohl nach ihr um?

Aber Fräulein Leopoldinchen hatte keine Lust, sich zum zweiten Male fortschicken zu lassen, trotz der Tugendwache des angemeldeten geistlichen Herrn.

Nein, nein, liebes Tantchen, rief sie mit kindlicher Keckheit. Wenn unterdeß Emanuel käme, was sollte

er davon denken, daß ich ihn nicht an Deiner Seite empfinge. Diesmal gehe ich nicht.

Sie schüttelte trotzig das Lockenköpfchen.

Die Dame lächelte freundlich zu dem allerliebsten Trotze.

So gehen Sie, Friedrich.

Der Bediente ging.

Die gnädige Frau warf dem Rittmeister einen zärtlichen Blick zu, der ihm zugleich sagte: Wir werden nachher schon ein Stündchen finden, in dem wir nicht wieder gestört werden.

Dann wandte sie ihr sanftestes Gesicht zu der Thür, um den Pfarrer zu empfangen.

Dieser trat ein; ein junger Mann mit einem frischen, blühenden Gesichte, in dem ein strenger Ernst und zugleich ein demüthiger Hochmuth sich sonderbar genug ausnahmen. Auch der volle, schwarze, finstere geistliche Ornat stand grell damit im Widerspruche. Wie viel Anderes noch steht bei so vielen jüngeren Geistlichen der neueren Zeit mit einander in recht schneidendem Widerspruche!

Er war gefolgt von zwei ältlichen Herren, einem ziemlich dicken und einem sehr mageren. Jener war der frühere Rentmeister, der desto reicher geworden war, je mehr seine Herrschaft verarmte. Der Andere war der

noch im Dienste befindliche Justiziarius. Beide waren in ihrer festlichsten Kleidung. Alle drei waren sehr feierlich. Völlig kriechend dabei der Richter der Gutsherrschaft, der vollkommen die Stellung eines Patrimonialrichters kannte. Mit einem gewissen Selbstbewußtsein unterthänig der Rentmeister, der schon ein gutes Schäfchen in's Trockne gebracht hatte. Eckig devot und ungelenkig hochmüthig der Geistliche, der, aus einem ungebildeten Stande hervorgegangen, nur nach dem einen Ziele, in dem wieder auflebenden geistlichen Regimente eine gute Stelle einzunehmen, gestrebt, und nur für dieses Ziel sich ausgebildet hatte.

Der junge Mann hatte sich den beiden älteren Männern vorgedrängt. Er nahm auch das Wort; mit einer schreienden Stimme, in salbungsvollem Tone; durch diesen Kontrast seine ganze Bildung und seinen ganzen Mangel an Bildung darlegend.

Verehrungswürdige Frau, ich bin gekommen hierher, als Pfarrer der hiesigen christlichen Gemeinde, um den neuen Herrn dieses Gutes als neues Mitglied unserer Gemeinde willkommen zu heißen und ihn zu versichern, das ich ihn und seine theuren Angehörigen täglich in mein Gebet an unseren höchsten Herrn, in dessen Namen ich dieser theuren Gemeinde vorstehe,

einschließen werde; und da habe ich gedacht, daß mein Platz kein würdigerer sein könne, als an der Seite der frommen Mutter, die heute, ihren theuren Sohn an seinem Ehrentage in ihre Arme zu schließen, hierher geeilt ist.

Seiner beiden Begleiter erwähnte der fromme Mann mit keinem Worte.

Die gnädige Frau begrüßte alle drei verbindlich.

Die Herren sind hier willkommen.

Fräulein Leopoldinchen hatte sich wie ein neckisches Kind zu der Tante geschlichen.

Ach, Tantchen, Du bist fromm? Lieb und gut bist Du, das hatte ich wohl gewußt. Aber werde mir nicht so steif und schwarzfromm, wie — Du weißt wohl.

Sie warf einen Blick wie des Schauders auf den schwarzen, steifen Talar des geistlichen Herrn.

Der Geistliche verfärbte sich, um so mehr, da sein Hochmuth eine Erwiderung forderte, zu der er, und zwar wohl nicht blos aus christlicher Demuth, sich nicht entschließen konnte. Er sah mit der ganzen Verlegenheit eines Menschen, der in guter Gesellschaft sich nicht zu benehmen weiß, vor sich hin.

Kluge und boshafte Kinder bemerken und benutzen nichts lieber, als fremde Verlegenheit.

Ach, sagte Fräulein Leopoldinchen zu dem Rittmeister, großer, schwarzer Schnurrbart, was trägst Du doch einen schönen, glänzenden Rock, und Du dienst doch nur einem kleinen Fürsten. Und dieser Herr, der dem König der Könige dient, muß da das garstige und traurige Ding tragen. Und ich denke mir doch den lieben Gott so freundlich, so herrlich und so glänzend.

Da durchbrach der Zorn des geistlichen Herrn seine Verlegenheit.

Ja, rief er mit seiner gellenden Stimme, und indem er sich wohl mehr vergaß, als es sich gebührte, in nicht salbungsvollem Tone, ja, der Herr, dem ich diene, ist der Herr der Heerschaaren, der aber kein Wohlgefallen hat an der thörichten, kindischen, stinkenden Eitelkeit dieser Welt, die ihm vielmehr ein Greuel ist, und die sein Zorn und sein Strafgericht trifft.

Hu! rief das Fräulein, und sie machte Miene, vor Schreck sich in die Arme des Rittmeisters zu flüchten.

Aber die Tante rief strenge:

Leopoldine, sei nicht kindisch!

Ach, Tantchen, jammerte das Fräulein. Auch Du willst mich fürchten machen. Du bist wahrhaftig schon fromm geworden.

Die Tante wandte sich an den Pfarrer.

Sie ist ein gutes Kind, sagte sie entschuldigend. Ich hoffe, sie wird künftig auch Ihre Liebe gewinnen.

Und wie um doch anzudeuten, was sie nicht näher auszusprechen wagte, setzte sie rasch hinzu:

Ich höre, der verstorbene Major von Barsfeld hat eine Tochter hinterlassen, die also eigentlich bis jetzt die letzte Besitzerin dieses Schlosses war.

So ist es, verehrungswürdige Frau, entgegnete ahnend der Geistliche.

Und wo ist die Dame jetzt?

So viel ich vernommen habe, war sie bis heute noch hier im Schlosse. Sie soll es aber um die Mittagszeit verlassen haben, und seitdem hat man sie nicht wieder gesehen.

Man hat auch keine Vermuthung, wo sie sein könne?

Sie wird zu ihren Anverwandten abgereist sein, um nicht der neuen Herrschaft begegnen zu müssen.

Es war freilich etwas unvorsichtig, so lange hier zu bleiben.

Der Rentmeister mischte sich mit einer unterthänigen Verbeugung in das Gespräch.

Dieser alte arme Adel war immer sehr stolz und rücksichtslos.

Ja, bestätigte der geistliche Herr, den Herrn trugen sie nicht im Herzen und die christliche Demuth war ihnen fremd.

Darum ist es ihnen auch ergangen, wie es ihnen ergangen ist.

Der Herr zog seine Hand von denen ab, die ihn verlassen hatten.

Unter unserer neuen Herrschaft, sagte der Justiziarius, wird hier Alles wieder aufblühen.

Ja, versicherte der fette Rentmeister, die alte war nur noch da, um das Land und die Leute auszusaugen.

Und auch die arme Kirche mußte darunter leiden, setzte der Geistliche hinzu.

Und für eine ordentliche Rechtspflege konnte auch nicht gesorgt werden; kein Gerichtshaus war da, kein Salair wurde ausgezahlt —

Das sind drei große Schufte, Tantchen, sagte das Fräulein Leopoldinchen der Tante in das Ohr. Mir wird bange vor den Leuten.

Die Thür des Salons wurde hastig aufgerissen. Die Kammerjungfer, oder Kammerfrau, Friederike stürzte herein. Sie wollte ihrer Herrin eilig und angelegent-

lich eine wichtige Nachricht mittheilen. Sie stutzte bei dem Anblicke der Fremden.

Die gnädige Frau winkte sie zu sich.

Beide sprachen eifrig, aber leise mit einander.

Wo bliebst Du so lange? Und Du kommst allein?

Nun, das sind schöne Geschichten, gnädige Frau.

Wo ist die Mamsell? Es ist die höchste Zeit. Mein Sohn muß jeden Augenblick eintreffen, und Du wußtest, daß ich ihn anständig empfangen will. Auch meine Gesellschafterin sollte bei mir sein.

Sie machen mir ungerechte Vorwürfe, gnädige Frau. Diese saubere Mamsell —

Nun? Was giebt es?

Sie wird gar nicht kommen. Sie —

Der Wagen! schrie auf einmal der überall aufmerksame Rentmeister.

Emanuel! Emanuel! rief, mit kindlicher Freude laut in die Hände klatschend, Fräulein Leopoldine. Tantchen, er ist da, er ist da!

Laß mich, sagte ärgerlich die Tante, die von der Kammerfrau Auskunft haben wollte.

Verehrungswürdige Frau, trat salbungsvoll der Geistliche zu ihr. Ich kann mir denken, wie in diesem feierlichen Augenblicke das Mutterherz dem theuren Sohne entgegenschlagen muß.

Die schmachtende Dame wurde beinahe wüthend. Sie konnte dennoch nicht umhin, mit den Uebrigen einen Blick auf den Schloßhof zu werfen. Sie wurde noch zorniger.

Der Wagen, in welchem ihr Sohn mit seinem gewesenen Vormunde ankommen sollte, fuhr in diesem Augenblicke auf den Hof. Aber, wie sich von selbst verstehen mußte, und wie die Dame dem Herrn Tobias Meier noch ausdrücklich auf die Seele gebunden hatte, sollte er offen, das Verdeck nach beiden Seiten zurückgeschlagen, vorfahren, so daß alle getreuen Gutsunterthanen und Angehörige den neuen Herrn deutlich von Angesicht zu Angesicht sehen könnten, wie es bei einem solchen Empfange sich gebührte. Statt dessen war der Wagen fest verdeckt und fest verschlossen; man konnte nicht einmal sehen, ob Jemand darin saß. Hätten Kutscher und Bedienter nicht ganz vergnügt auf dem Bock gesessen, die Dame hätte an irgend ein Unglück glauben können.

Der Mensch will mich todt ärgern! sagte sie überwältigt von ihrem plötzlichen Zorne. Aber so macht er es immer.

Ueber den Zorn gegen den Schwager vergaß sie die Frage an die Kammerjungfer. Auch

die weiter sich entwickelnden Empfangsfeierlichkeiten ließen sie auf diese nicht zurückkommen.

Der Wagen hatte den hohen Ehrenbogen an dem Hofthore erreicht.

Hurrah, hoch! schrie mit einer ausgezeichneten Stimme der Schulze des Dorfes, der an der Spitze des versammelten Dorfes stand.

Hurrah hoch! schrie das ganze Dorf nach.

Drei Böller hinter der Mauer donnerten in das Geschrei hinein. Hinten auf dem Dorfthurm läuteten die Glocken.

Der Wagen fuhr ruhig weiter. Man sah Niemanden darin, es rührte sich nichts darin. Er fuhr durch das Thor, an dessen innerer Seite, auf dem Hofe der Schulmeister des Dorfes an der Spitze der Schuljugend stand.

Jetzt aufgepaßt! rief der Schulmeister. Unsere gnädige Herrschaft hoch! — Heil Dir —!

Er intonirte.

Die versammelte Jugend begann mit ihm, so laut wie Jeder und Jedes schreien konnte, zu singen:

Heil Dir im Siegerkranz
Herrscher des Vaterlands,
Heil, Meier, Dir!

Im Wagen rührte sich nichts.

Fräulein Leopoldinchen war über das Lied außer sich vor Freude gerathen.

Wie schön gedacht! rief sie. Der liebe Emanuel! Herrscher des Vaterlands, im Siegerkranz! Den Schulmeister muß ich küssen.

Die gnädige Frau war ärgerlicher geworden. Sie verstand es aber, ihrem Zorne und Aerger als sanften und zärtlichen Gefühlen Luft zu machen.

Nichts regt sich in dem Wagen, sagte sie klagend. Mir ist so beklommen. Es wird dem armen Emanuel doch nichts passirt sein.

Wir müßten ja längst Nachricht darüber haben, gnädigste Frau, suchte der Rittmeister zu beruhigen. Auch würde Ihr Herr Schwager alsdann nicht dieses Schauspiel — oder vielmehr Lustspiel, verbesserte er leise — vor uns aufführen lassen.

Ach, lieber Sonnenstern, jammerte die Dame, der ist so rücksichtslos, der ist zu Allem im Stande.

Fräulein Leopoldinchen riß ein Fenster auf.

Es ist einfältig von Emanuel, rief sie, daß er sich in seinem Siegeskranze nicht zeigt. Unseren Begrüßungen darf er sich nicht entziehen.

Sie winkte mit ihrem weißen Taschentuche in den Hof hinein, dem Wagen entgegen.

Aber in diesem rührte sich nichts.

Dieser abscheuliche Emanuel! rief das Fräulein. Ich will den Schulmeister in seiner Gegenwart küssen, und er soll leer ausgehen.

Der Wagen fuhr langsam dem Eingangsportale des Schlosses zu. Vor ihm her ging der Schulmeister, zu seinen beiden Seiten die Schuljugend. Alle sangen mit einem die Gesichter verzerrenden Eifer in ihrem Liede weiter, nach der Emendation des Schulmeisters:

Handlung und Wissenschaft
Heben mit stolzer Kraft
Dein Haupt empor.

Wenn Jemand in dem Wagen saß, die Ohren mußten ihm schmerzen.

Der Wagen hielt am Portale.

Die gnädige Frau hatte sich nicht mehr aufrecht halten können. Sie hatte sich ermattet und erschöpft in ihr Fauteuil geworfen. Der Rittmeister stand zärtlich neben ihr.

Sehen Sie doch nach, lieber Sonnenstern, wer aussteigt, lispelte die gnädige Frau ihm zu.

Der Rittmeister ging an das Fenster.

In demselben Augenblicke wurde es draußen auf dem Hofe auf einmal völlig still, und die Thür des Salons öffnete sich leise.

Alles wandte sich nach der Thür. Selbst die

gnädige Frau neigte das ermattete Haupt etwas vor, um sie zu sehen. Der geistliche Herr hob den Kopf in die Höhe, richtete die Augen gen Himmel und räusperte sich.

In die Thür trat einzig und allein der kleine alte Herr Tobias Meier.

Er trat schweigend ein, verbeugte sich leicht gegen die Herren, wobei man, wenn man ihn genau angesehen hätte, ein feines, verschmitztes Lächeln hätte entdecken können, und begab sich zu dem Sessel seiner Schwägerin.

Alle machten ihm Platz, Alle ge- und enttäuscht. Dem Geistlichen starb unwillig eine schöne Rede auf der salbungsvollen Zunge.

Sie kommen allein, Schwager? rief die gnädige Frau, mit der letzten Kraft ihrer schmachtenden Stimme, aber mit desto zorniger den kleinen Schwager anblitzenden Augen.

Wie Sie sehen, Schwägerin.

Und wo haben Sie Emanuel gelassen?

Ich sehe, er ist noch nicht hier.

Großer Gott, Sie wissen also nicht, wo er ist? Wo haben Sie ihn gelassen?

Nachher davon, Schwägerin. Er wird schon kommen.

Die Kammerjungfer Friederike drängte sich vor. Sie hatte vergeblich bisher manche Anstrengung gemacht, ihrer Herrin das Geheimniß mitzutheilen, das ihr das Herz abdrückte. Jetzt endlich konnte sie dazu gelangen.

Ich kann der gnädigen Frau Auskunft geben, rief sie eifrig.

Sie? sagte ruhig der Herr Tobias Meier. Sie geht, wohin Sie gehört, in das Domestikenzimmer.

Die gnädige Frau wollte verzweifeln vor Wuth. Sie durfte keinen Eclat, vielweniger einen Skandal machen.

Die fette Kammerjungfer wollte zerplatzen vor Wuth. Sie kannte den kleinen alten Herrn, der mit den Leuten nicht viele Worte machte, aber desto schneller und entschiedener zum Handeln bereit war. Er wäre im Stande gewesen, sie zur Thür hinauszuwerfen, wenn sie nicht ging. Sie ging.

Mein Sohn! Mein Emanuel! jammerte die gnädige Frau.

Er wird schon kommen, Schwägerin. Ich bedaure nur, daß die Empfangsfeierlichkeiten so in die Brüche gefallen sind.

Der kleine Herr lächelte diesmal merklicher listig.

Aber, setzte er schnell hinzu, als sich draußen auf dem Hofe plötzlich laute allgemeine Freudenrufe hören ließen. Aber die Empfangsfreuden bleiben doch nicht aus.

Er ist da? rief die Dame.

Emanuel wohl noch nicht, Schwägerin. Vorläufig Wein und Bier, das ich den Leuten habe hinausbringen lassen. — Aber Potzwetter, hier —

Er sah sich nach den leeren Tischen im Saale um, ging an die Thür, zog eine Klingel, sagte dem Kammerdiener der gnädigen Frau ein Wort in's Ohr, und kehrte zu dem Sessel der Dame zurück.

Eine halbe Minute darauf trugen Bedienten Champagnerflaschen und Erfrischungen in den Salon.

Darf ich bitten, meine Herren? Sie erlauben, Schwägerin, daß ich in Ihrem Namen den Wirth mache. Sie sind so erschöpft. Meine Herren, auf das Wohl des neuen Gutsherrn, der bald eintreffen wird!

Die Herren stießen mit ihm an. Auch der Rittmeister.

Und ich soll auf den lieben Emanuel nicht mit anstoßen, Du alter garstiger Onkel? schalt ihn Fräulein Leopoldinchen.

Sie nahm ein Glas und stieß an, und trank es auch aus.

Die gnädige Frau aber stand matt und seufzend auf, um sich in ihr Zimmer zu begeben.

Du begleitest mich, liebe Leopoldine?

Ich führe Sie, Schwägerin, trat ihr der Herr Meier entgegen.

Bemühen Sie sich nicht, Schwager.

Ich bitte.

Er nahm ohne weiteres ihren Arm und führte sie aus dem Salon in ihr Zimmer.

Sie ließ sich dort fast sterbend auf dem Sopha nieder.

Rufen Sie mir wohl Friederike, Schwager? bat sie.

Nachher Schwägerin, sagte kalt der Schwager.

Da konnte die Dame sich nicht mehr halten.

Aber mein Gott, fuhr sie auf und los, ich bin doch Herrin in meinem Zimmer und über meine Leute.

Der alte Herr blieb ruhig.

Nachher, Schwägerin.

Aber Sie sehen, daß ich schwach, elend bin. Ich sterbe.

Hat noch Zeit. Ich habe vorher über eine Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen.

Der Ton der Stimme des kleinen Herrn kündigte etwas Besonderes an. Die Dame wurde aufmerksam und ließ ihre Sterbegedanken fahren.

Herr Tobias Meier fuhr fort:

Wie gefällt Ihnen das Gut, Schwägerin?

Dieses alte Schloß? erwiderte höhnisch die gnädige Frau.

Morgen zeige ich Ihnen die Haiden.

Sie können sich die Mühe sparen.

Sie sind vortrefflich; es steckt ein großer Reichthum darin.

In Ihnen steckt viel Narrheit und Bosheit.

Narrheit und Bosheit sollen immer mit einander gepaart sein, Schwägerin. Aber was ich sagen wollte, der Emanuel ist heute großjährig geworden.

Wo haben Sie meinen Sohn gelassen, Schwager?

Vorhin sah ich ihn einer Schürze nachlaufen.

Was! Hier?

Ihn und die Schürze sah ich darauf verschwinden.

Es ist ein Skandal. Hier, gleich bei seiner ersten Ankunft —.

Das muß anders werden mit ihm, Schwägerin.

Das muß es.

Er muß sich verheirathen.

Gewiß, Schwager, rief lebhaft die gnädige Frau.

Sie wissen schon eine Frau für ihn?

Die Dame antwortete etwas zögernd: Was meinen Sie von Leopoldinchen? Sie ist ein so gutes, liebes Kind.

Ich hatte an Reichthum gedacht, Schwägerin. Der Junge hat seine Millionen.

Leopoldinchen ist auch nicht arm.

Pah, was hat sie? Zu Millionen müssen Millionen.

Wer wird nur immer an Geld denken?

Für den Emanuel hat sie zu wenig. Zudem ist sie zu alt für ihn —

Die paar Jahre —

Und dann denke ich auch, sie ist mit dem Rittmeister da drüben so gut wie einig.

Die gnädige Frau erblaßte.

Wo denken Sie hin? Leopoldinchen?

Haben Sie denn die zärtlichen Blicke der Beiden nicht gesehen? Noch vorhin, als sie mit einander anstießen? Sie sind zu arglos, Schwägerin.

Und Sie verläumden das Kind. Und auch den Rittmeister. Sie sollten sich schämen, Schwager.

Warum gerathen Sie so in Eifer, Schwägerin?

Soll man sich über solche Bosheit nicht ärgern? Das unschuldige Kind —

Von achtundzwanzig Jahren!

Kann man in dem Alter nicht noch unschuldig sein?

Das müssen Sie am besten wissen, Schwägerin.

Sie sind ein schlechter Mensch.

Lassen Sie uns bei der Sache bleiben. Leopoldine paßt nicht für Emanuel.

Warum nicht?

Ich habe Ihnen die Gründe gesagt. Sie wird eine ganz gute Frau für den Rittmeister werden.

Unmöglich, sie ist viel zu jung für ihn.

Zum Teufel, achtunddreißig und achtundzwanzig! Das paßt besser, als —

Als? Als? Reden Sie.

Als achtunddreißig Er und — achtundvierzig Sie.

Sie sind ein schändlicher Bösewicht.

Schwägerin, lassen Sie uns ernsthaft sprechen.

Ich will nichts mehr mit Ihnen sprechen. Gehen Sie, oder ich rufe Friederike.

Nachher. Schwägerin, Sie haben schlechte Pläne vor.

Meine Pläne gehen Sie nichts an.

Etwas doch. Und darum hören Sie mich ruhig an. Es handelt sich um das Glück und um die Ehre

unserer Familie. Auch um die Ehre, Schwägerin. Sie sind auf dem Wege, Beides zu opfern. Sie wollen den Rittmeister heirathen. Sie, beinahe zehn Jahre älter als er, ihn, der nur Ihr Geld liebt. Kann das gut thun? Indeß das wäre das Wenigste, Sie machten dadurch nur sich unglücklich. Aber Sie wollen auch Leopoldine an Emanuel verheirathen, und Leopoldine und der Rittmeister, wenn sie auch jetzt nur noch zärtliche Gesinnungen gegen einander hegen, würden, er der Mann einer alten Frau, sie die Frau eines Mannes, der sie nicht liebt, Beide bei ihrer guten Portion Leichtsinn, bald in ein zärtliches Verhältniß mit einander treten, durch welches Glück und Ehre Emanuels, der ganzen Familie ruinirt würde. Jetzt, Schwägerin, was haben Sie mir zu erwidern?

Die Dame hatte ihm mit einer gewissen verbissenen Ergebenheit , äußerlich ruhig, zugehört. Sie bewahrte auch diese äußere Ruhe, indem sie ihm antwortete:

Ich habe Ihnen nur Eins zu erwidern, Herr Schwager, und das ist, daß Sie ein Verläumder sind!

Dem alten Herrn schien plötzlich etwas einzufallen.

Schwägerin, wenn das zärtliche Verhältniß der Beiden schon da wäre! Ich sah vorhin so verdammt

sonderbare Blicke. Und sodann der Champagner, das Wiedersehen an einem fremden Orte, die Aufregung in der Erwartung des verunglückten Empfanges. Und der Pfaff und die beiden alten Spitzbuben haben nur Sinn für den Champagner und die Kuchen. Und wir Beiden hier! Teufel, gäbe es eine bessere Gelegenheit —?

Herr Tobias Meier brach, wie tief nachsinnend, eine Worte ab.

Aber sie hatten schon gezündet.

Was haben Sie wieder? fragte nicht ohne Unruhe die Dame.

Schwägerin, ich habe zuweilen Ahnungen. Wo ist die Stube Leopoldinens?

Was wollen Sie dort?

Ein zärtliches Tete a Tete überraschen. Wenn Sie wollen, zusammen mit Ihnen.

Ich bin keine Horcherin.

So gehe ich allein. Wenn es sich um einen guten Zweck handelt, bin ich ein halber Jesuit. Wo ist die Stube?

Die Dame wurde unruhiger.

Ist es Ihr Ernst, Schwager?

Zweifeln Sie daran?

Sie glauben wirklich, daß Leopoldine mit dem Rittmeister —?

In ihrem Stübchen zärtlich beisammen sitzt! Wir können ja vorher im Salon nachsehen, Schwägerin. Finden wir sie dort, gut. Finden wir sie nicht —

Kommen Sie, Schwager. Zum Salon. Sie werden sich überzeugen, wie Unrecht Sie haben.

Sie gingen zum Salon. Die Dame voraus, rasch. Sie öffnete die Thür und sah in den Saal.

Die drei Barsfelder Herren waren tapfer am Zechen. Der geistliche Herr saß mit ausgebreiteten Beinen mitten vor dem Tische. Der Rentmeister hatte sich behaglich in das Fauteuil der gnädigen Frau geworfen. Der Jurist hatte sich mit seiner mageren, aber starkknochigen Gestalt an die Fensterbrüstung gelehnt. Alle Drei hatten hochgeröthete Gesichter. Eine Anzahl geleerter Champagnerflaschen zeigte den Grund ihrer Röthe an. Der Rentmeister war am Sprechen.

Und, und sehen Sie, Justiziariuschen, wo es solchen guten Champagner giebt, da kann man auch wieder auf ein Aufblühen der Gerichtssportelkasse rechnen. Und wo es Gerechtigkeit giebt, Herr Prediger, da ist auch die Frömmigkeit zu Hause, und zwar die wahre, echte Frömmigkeit, nicht jene gemeine, ordinaire, die nichts hat.

Das Fräulein und der Rittmeister waren nicht im Salon.

Die gnädige Frau machte leise die Thür wieder zu. Die zechenden Herren hatten sie nicht gesehen und nicht gehört.

Gehen wir weiter, oder kehren wir zurück? fragte Herr Tobias Meier.

Blos um Sie von Ihrem Unrecht zu überzeugen, sagte die Dame.

Also weiter.

Die Dame führte ihren Schwager weiter, eine Treppe hinauf. Sie ging anfangs laut, fast trotzig. Aber bald trat sie mit jedem Schritte leiser auf. Als sie in einen kleinen Seitenkorridor einbog — eine Katze, die eine Maus belauert, hätte nicht leiser schleichen können. Auch Herr Tobias Meier konnte bewunderungswürdig leise gehen.

Vor einer Thür blieb sie stehen. Sie horchte. Sie legte den Kopf dicht, fest an die Thür, um besser horchen zu können. Ihre Augen leuchteten. Sie wollte kein Wort verlieren, was drinnen, auf der anderen Seite der Thür, gesprochen wurde. Und es wurde dort gesprochen, und nicht sehr vorsichtig. Herr Tobias Meier konnte es verstehen, ohne daß er sein Ohr an die Thür legte.

Unsere Herzen bleiben dennoch verbunden, sagte der Rittmeister.

Du wirst sie nicht mehr lieben, als mich? fragte das Fräulein.

Nur Dich, nur Dich allein, mein Engel!

Darauf hörte man einen langen, anhaltenden anderen Laut.

Teufel, Schwägerin, das war ein herzhafter Kuß, flüsterte Herr Tobias Meier.

Die Dame zitterte vor Wuth. Sie wollte die Thür aufreißen.

Halt, Schwägerin, keinen Skandal.

Er ergriff ihren Arm und führte sie aus dem Korridor.

Ich muß zurück, rief die Dame. Die Elenden müssen gezüchtigt werden.

Ich bin anderer Meinung, Schwägerin. Durch eine Züchtigung würden Sie zuerst den guten Namen Ihrer Nichte zerstören —

Der Verrätherin!

Und dann Ihren eigenen.

Den meinigen? Ich wüßte nicht —

Die alte Person, würde es im Regimente des Rittmeisters, und bald in der ganzen Gesellschaft heißen, die alte Person hatte sich in den Rittmeister

vernarrt, war eifersüchtig auf ihre Nichte geworden —

Schwager, Sie sind ein grober Mensch.

Die Dame kehrte aber nicht zu dem Zimmer des Fräuleins zurück, und hatte auch kein Verlangen mehr nach einer Züchtigung.

Ich hätte Ihnen einen anderen Vorschlag zu machen, Schwägerin, sagte der kleine Herr. Lassen Sie uns zu Emanuel gehen.

Er ist hier?

Er ist hier im Schlosse.

Mein Gott, er hat doch kein Unglück gehabt? rief die zärtliche Mutter.

Er ist munterer als je. Trotz des dummen Streichs, den mir der verdammte Bursch gemacht hat.

Sie erschrecken mich ja doch, Schwager. Ach, das ist ein schwerer Tag für mich. Ich bin schon so erschöpft, so aufgelöst. Dieser schwarze Verrath!

Der Dame fiel erst jetzt ein, daß der Verrath des Rittmeisters und der Nichte sie ganz hinfällig gemacht habe. Sie mußte sich auf den Herrn Tobias Meier stützen.

Teufel, Schwägerin, Sie scheinen wirklich auseinander zu sein. Da müssen Sie wohl zuerst ein paar Minuten ausruhen.

Nicht doch, mich verlangt nach meinem Kinde.

O doch. Lassen Sie uns einen Augenblick hier eintreten.

Er hatte sie vor den alten Ahnensaal des Schlosses geführt. Er führte sie hinein.

Der Saal war von der Inspectorin und ihren Kindern schon wieder geräumt. Dagegen war er unterdeß mit einigen Möbeln versehen worden.

Der Herr Meier führte die Dame zu einem weichen Sessel. Sie ließ sich darin nieder.

Sehen Sie sich einmal hier um, Schwägerin.

Die Dame sah sich um.

Ach, rief sie, nicht unangenehm überrascht.

Sie befand sich unmittelbar der hohen, breiten Mauer gegenüber, an der die Ahnenbilder der Familie Barsfeld aus so manchem Jahrhunderte hingen. Die letzten Strahlen der Abendsonne fielen voll auf die Mauer, und all die stolzen Herren und Frauen glänzten doppelt stolz in ihren goldnen Strahlen.

Die Ahnenbilder des Hauses? fragte die Dame.

Ja. Die Vorfahren des Fräuleins von Barsfeld, die bisher hier wohnte, des letzten Sprosses der Familie.

Die Dame sah still nach den Bildern.

Nicht wahr, Schwägerin, es muß hübsch

sein, eine solche Reihe vornehmer Ahnen zu haben.

O, gewiß, Schwager.

Den Adel könnte man dem Jungen, dem Emanuel, schon kaufen. Aber zu einem solchen Glanze von Ahnen kann ihm kein Mensch verhelfen. Es wäre freilich schon etwas, wenn —. Aber pah!

Was wollten Sie sagen, Schwager?

Eine Frau, aus einem vornehmen alten Hause! Eine Schwiegertochter mit einer so langen Reihe —. Der verdammte Bursch!

Aber was haben Sie mit ihm, Schwager?

Haben Sie sich erholt, Schwägerin?

Es geht, weiter.

So kommen Sie. Ich erzähle Ihnen unterwegs.

Sie verließen den Saal. Die Dame mußte noch vorher einen sehnsüchtigen Blick auf die Bilder werfen.

Schwägerin, sagte draußen im Korridor der Herr Tobias Meier, der Emanuel wünscht, Ihnen eine Schwiegertochter zuführen zu dürfen.

Schwager, wie erschrecken Sie mich.

Sie wollten ihn ja ebenfalls verheirathen.

Sprechen Sie im Ernst?

In vollem Ernst.

Und wer ist die Dame?

Das Fräulein von Barsfeld, der letzte Sproß jener Ahnen.

Aber, mein Gott, sie hat ja nichts.

Das habe ich dem Burschen auch schon gesagt.

Sie dürfen es nicht leiden.

Er ist großjährig. Ich bin sein Vormund nicht mehr.

Ich leide es nicht.

Er ist sein eigner Herr. Es giebt nur Ein Mittel —

Welches, Schwager?

Ihn zum Verschwender erklären zu lassen, und unter Curatel zu setzen.

O, mein Gott.

Ich habe ihm damit gedroht. Der Junge lachte mich aus. Indeß —.

Indeß?

Das Mädchen ist brav.

Aber sie hat nichts.

Man muß nicht immer an Geld denken. Der Rittmeister hatte auch nichts. Sodann ist sie schön, sehr schön.

Aber sie hat —.

Der Rittmeister hatte auch nichts, Schwägerin. Endlich hat sie alle die stolzen Ahnen, die wir

dem Emanuel für kein Geld in der Welt kaufen können.

Ist sie gewiß brav, Schwager?

Gewiß. Ich habe genaue Nachrichten über sie. Und sie wird Sie kindlich lieben und verehren, kindlicher als jene kleine —.

Schweigen Sie —.

Wenn es Ihnen gefällig wäre, Schwägerin! Wir sind an Ort und Stelle.

Der kleine Herr öffnete eine kleine Thür, vor der sie sich am Ende des Korridors befanden. Sie sahen in die ärmliche, aber reinliche Stube der alten Frau Margarethe.

Treten Sie ein, Schwägerin.

Beide traten ein.

In dem Stübchen waren eine alte Frau und zwei junge Mädchen: die alte Margarethe, Fräulein Beatrix und die sanfte Anna.

Die gnädige Frau erkannte ihre neuengagirte Gesellschafterin.

Sie hier, Mamsell? rief sie überrascht.

Bitte, Schwägerin, sagte Herr Tobias Meier. Fräulein Beatrix von Barsfeld, die Sie bitten wollten, an Ihrer Seite, als Ihr lieber Schützling, als Ihre Tochter hier bei Ihnen im Schlosse zu bleiben.

In der That, sagte die gnädige Frau noch in halber Verlegenheit. Aber schnell sich fassend, setzte sie freundlich hinzu: Ich bitte Sie wirklich herzlich darum, liebes Fräulein. Ich hoffe, wir werden Freundinnen werden.

Sie sprach wirklich jedes Wort aufrichtiger, herzlicher. Das schöne Fräulein, die Tochter so vieler Ahnen! Vielleicht auch, und warum wollen wir es nicht als wahrscheinlich annehmen? — der Gedanke, daß ihr Sohn dem Fräulein sein Herz zugewendet habe, wenn sie auch noch nicht wußte, wie! Die Dame fühlte sich plötzlich milde, weich gestimmt.

Fräulein Beatrix nahete sich ihr, nahm ihre Hand, und führte sie an ihre Lippen.

Ich werde mir Ihre Liebe zu verdienen suchen, verehrte Frau.

Und ich werde helfen, rief Herr Emanuel Meier, der in diesem Augenblicke in das Zimmer und in die Arme seiner Mutter flog.

Ich werde helfen, setzte er hinzu, wenn ein Engel bei meiner guten Mutter irdischer Hülfe bedürfen sollte, um sich ihre Liebe zu erwerben und zu verdienen.

Die gnädige Frau wurde sehr vergnügt.

Nun bleiben Sie also doch bei mir, liebe Bea-

trix! sagte sie, und sie betonte doppelt freundlich den Namen Beatrix.

Und doch, entgegnete das Fräulein, muß ich für heute noch um Aufschub bitten.

Sie ergriff die Hand der tief erröthenden Anna.

Heute Abend wollte ich an der Seite meiner Freundin einschlafen, und Morgen Hand in Hand mit ihr erwachen.

Die sanfte Anna mußte weinen, und auch die Augen des Fräuleins füllten sich mit Thränen. Die beiden Freundinnen fielen einander in die Arme. —

Sie schliefen die Nacht beisammen. Sie schliefen ein, Hand in Hand, und sie erwachten am anderen Morgen Hand in Hand, glücklich und selig. —

Nach sechs Wochen wurde eine doppelte Verlobung auf Schloß Barsfeld gefeiert. Die Bräutigame waren die Herren Emanuel Meier und der Herr Rittmeister von Sonnenstern. Die Bräute das Fräulein Beatrix von Barsfeld, „die große Person", wie das Fräulein Leopoldine Haberkorn sie in ihrem kindlichen Eigensinn immer nannte, und dieses kindliche Fräulein selbst. Die gnädige Frau war gegen ihre Nichte sogar so gütig gewesen, daß sie vorher die Schulden des Rittmeisters bezahlt hatte. Sie hatte ein zärtliches Herz. Und wie der Mensch, nach dem Holländischen Sprich-

worte, nicht mehr raset, wenn er ausgeraset hat, so hat der Rittmeister, der übrigens unterdeß Major geworden ist, bis jetzt keine neuen Schulden gemacht.

Die junge Frau Emanuel Meier aber hat sich, unterstützt von ihrem Manne, dessen Hülfe sie freilich oft bedurfte, die Liebe ihrer Schwiegermutter und selbst der Kammerfrau Friederike erworben und erhalten. Am zärtlichsten liebt sie, nach ihrem Manne, der Herr Tobias Meier.